

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 123

www.nyland.de
nyland@nyland.de

Marion Gay Lesebuch

Zusammengestellt von der Autorin
und mit einem Nachwort
von Thomas Josef Wehlim



Nylands Kleine Westfälische Bibliothek 123

Nylands Kleine Westfälische Bibliothek
hg. im Auftrag der Nyland-Stiftung
und der Literaturkommission für Westfalen
von Walter Gödden

Band 123

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <https://portal.dnb.de/> abrufbar.

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem und alterungsbeständigem Papier.

Alle Rechte vorbehalten. Dieses Werk sowie einzelne Teile desselben sind urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung in anderen als den gesetzlich zugelassenen Fällen ist ohne vorherige schriftliche Zustimmung des Verlages nicht zulässig.

Bücher der Nyland-Stiftung, Köln,
im Aisthesis Verlag
www.aisthesis.de

© 2023 Nyland-Stiftung, Köln
Umschlaggestaltung: Robert Ward
ISBN: 978-3-8498-1866-1
Druck: docupoint, Barleben

Inhalt

Aufbruch	
6 Uhr (Lyrik)	9
Schimmelplantagen (Kurzprosa)	9
Das Nachspiel (Erzählung)	11
Binnenmeer (Erzählung)	17
Landlyrik	
Imker	21
Die Kröte	21
Juninacht	22
Am Teich	22
Sommerabend	23
Maisfrauen	23
Der Igel stinkt nicht	24
Landstraße	25
Herbstland	26
Fotografie	26
Mädchenland	
Bikinizeit (Erzählung)	27
Männertreu (Dialog)	31
Mittagessen (Kurzprosa)	34
Schokolade (Erzählung)	35
Wie es mit Nelly war (Erzählung)	39
Popelfresser (Erzählung)	49
Amerika, Amerika	
Kolumbus (Kurzprosa)	58
Fädensammler (Lyrik)	58
»Maineland« (aus dem amerikanischen Zyklus, Lyrik)	59

Auszug aus »Dunkle Wolken«, Maine-Thriller	61
Lieder der Königin von Speranzella (Lyrik)	66
Dunkelwasser	
Stadt im Herbst (Lyrik)	69
Wachturm (Lyrik)	69
Diagnose (Lyrik)	70
Flussmuscheln (Kurzprosa)	70
Kollegen wollen wir sein (Erzählung)	71
Romy Schneider starb kurz vor Haarlem (Erzählung)	82
Schwarzwald (Kurzprosa)	85
Nur ein paar Blumen (Erzählung)	87
Vom Reisen (Lyrik)	91
Heimat	
Mein Lieblingsplatz (Kurzprosa)	93
Harry und der böse Wolf (Erzählung)	95
Der rote Schlitten (Erzählung)	99
Die Hexe von Schloss Heessen (Erzählung)	104
Der Krämer in Türs Busch (Erzählung)	121
Auszug aus »Drei Sonnen über Münster«, Roman	125
Ein Plädoyer für das Kreative Schreiben im Unterricht	134
Kritiken Kunst/Theater	
Rebellische Schmerzgedichte für Frauen	140
Der Dortmunder Kunstverein zeigt Arbeiten von Anne-Lise Coste	
Schmerz und Reinigung	142
Retrospektive der Aktionskünstlerin Marina Abramovic in der Bundeskunsthalle Bonn	

Besuch in der Unterwelt	144
Gert und Uwe Tobias widmen sich in der Kunsthalle Recklinghausen dem Bergbau Monster, Möhrchen, Weltraumschrott	147
Franziska Henschel inszeniert »Einige Nachrichten an das All« (Theater Ober- hausen)	
Kolonialerfahrung	148
Favoritenfestival startet mit »Fin de mis- sion«	
Kurvenreicher Kursus für angehende Stars	150
Stephanie van Batum zeigt im Schauspiel- haus Bochum »Don't worry be Yoncé«	
Nachwort von Thomas Josef Wehlim	153
Kurzvita	156
Die wichtigsten Veröffentlichungen	157
Textnachweise	158

Aufbruch

6 Uhr
und die Autobahn frisch gestaubsaugt
schimmernde orangegraue Stoffbahnen
Sonnenlicht zuckt durch die Bäume und
die ersten Insekten zerplatzen an der Scheibe
verspritzen ihren Morgenurin und im Radio
Sonny und Cher: I got you babe

(2003)

Schimmelplantagen

Sie lauscht an der Tür zum Schlafzimmer.
»Ich schlaf nicht.« sagt er.
Sie setzt sich auf die Bettkante.
»Was ist?«
»Mir ist schlecht«, sagt sie.
»Stellst du den Wecker auf halb sechs?«
»Hab ich schon.«
»Hast du was Falsches gegessen?«
»Weiß nicht. Mir ist einfach schlecht.«
Die Zahnbürste. Er hat die Zahnbürste ausgesiedelt.
Steht da in einem eigenen Becher, plötzlich. Neben dem
schwarzen mit den anderen Zahnbürsten, den beiden
kleinen und der großen blauen.
Wieder hat sie den Keller nicht aufgeräumt. Obwohl er
sie darum gebeten hat. »Schaffst du es bis Samstag?« hat
er am Montag gefragt. Die Altkleider in die Tüten. Die
Arbeitshosen waschen, bügeln, Knöpfe annähen. Und
der Trödel. Der gammelt da herum, stinkt. »Was hast du
denn gemacht, die ganze Woche?«

Okay, ich vergess immer, die Eier wegzuerfen. Und ich bin einfach keine Frau fürs Tuppern. Einmal eingetupert, auf ewig vergessen. Nach ner Zeit machst du die Dinger nicht mehr auf, aus Angst. Der Schimmel ist nicht so schlimm, die Farben, das Fell, das sieht schön aus. Ich war noch nie in der Südsee, aber so stell ichs mir vor, so bunt und schillernd. Nur der Gestank. Wenn er es leid ist. Wenn er die Dosen eine nach der anderen auf die Spüle knallt. »Willst du uns vergiften?« sagt er. Er zieht die Deckel ab, reißt das Fenster auf. »Willst du uns vergiften?« Manchmal hat sie Hexensuppe in den Adern. Es brodeln und zischt, das Herz galoppiert. Sie fahndet nach Männern, die sie früher kannte. Manchmal wählt sie eine der alten Nummern. Die Männer sind freundlich zu ihr, nur immer sind es die Falschen. Zum Glück auch.

Und er? Wie kann er so ruhig atmen, neben ihr? Nachts. Die Welt eine Scheibe voll Kuhweiden, sonst nichts. Beim Metzger immer dasselbe. Für den Kleinen ein Stück Wurst, der Große lieber den Lutscher.

Ich glaube, es ist das erste Grün. Die Art, wie es sich an den Bäumen hoch hangelt. Der Mond im April. Die Katzen überall. Wenn dann Diesel in der Luft und Westwind, der die Autobahn vors Fenster schmettert, dann denk ich an Istanbul. Wo ich schön bin wie Joghurt. Auf einem alten Kahn, der auf dem Bosphorus Gischthäubchen jagt. Am Horizont die Moscheen wie brütende Riesenhühner, orangene Reflexe auf den bläulichen Bäumen, der Himmel voller Minarette.

(2001)

Das Nachspiel

Das Hotel schmiegte sich an den Hang. Alte Kastanienbäume flankierten den Eingang und verdeckten die Sonne, lautlos bewegte sich das Personal in der kühlen Halle. Ich erinnere mich nicht an die Gesichter. Nicht mal an die Bilder, wobei ich mir sicher bin, dass ich sie ansah, wenn ich nach dem Schlüssel fragte.

Die Treppe war spiralförmig gewunden, und Michael wurde nicht müde zu sagen, dass es ein Baufehler sei, eine Fehlkonstruktion, diese Treppe, drei Wochen und man könne sich am Meniskus operieren lassen. Es stimmte, der Winkel war unnatürlich, diese Biegung, Michael hatte völlig recht, aber das wollte ich nicht zugeben, schließlich hatte ich das Hotel ausgesucht. Und immerhin war die Aussicht gut, ein Postkartenpanorama, vor den Balkon gespannt, die Berge dunkelblau gegen den Himmel, und im Wiesengrün lag das Dorf wie vergessenes Spielzeug, die weiße Kirche, Holzhäuser mit Geranien vor den vergitterten Fenstern.

Eigentlich war das alles, was ich wollte. Nur Michael und dieses Panorama. Wobei ich später oft darüber nachdachte, wie es gekommen wäre, an einem anderen Ort. In einem anderen Hotel.

Im Grunde interessierten mich die Gäste nicht. Natürlich grüßte man auf dem Flur und beim Essen, und Michael wechselte ein paar Sätze mit der Frau vom Nebentisch. Eine gelbblondierte Frau, die morgens die Landkarte studierte und abends mit galoppierender Stimme erklärte, wo sie den Weg verloren und wie sie geglaubt habe, nie mehr aus dem Wald, dem Dorf, von der Berg- hütte zurückzukehren. Ich verstand nicht, wieso sich Michael dafür interessierte.

Es gab noch ein Paar in der Ecke, die beiden hatten nur Augen füreinander und unter dem Tisch berührten sich

ihre Knie. Wir nannten sie »die Lichtscheuen«, und vielleicht ist es das, was mir jetzt am meisten fehlt, diese Vertrautheit, wenn wir uns Namen für andere ausdachten. Und dann war da noch die Familie. Die junge Frau, so was von blass, dass wir uns sofort auf »die Blutleere« einigten. Ihr Mann lachte nach jedem Satz, sogar zwischen den Wörtern, egal, was das Kind und die alte Frau von sich gaben. Die Blutleere sagte nichts. Am Morgen fiel ihr oft das Brötchen aus der Hand, abends warf sie Gläser um. Einmal schlug ihr der Kellner den Teller gegen die Schläfe und sie blickte auf die Serviette in ihrem Schoß. Ich meine, sie sagte kein Wort. Nichts. Das arme Ding. Na, die Mutter redete ja auch die ganze Zeit.

Als es an jenem Abend klopfte, dachte ich mir nichts dabei. Wahrscheinlich das Zimmermädchen. Manchmal kamen sie noch abends mit frischen Handtüchern, und wenn es tagsüber geregnet hatte, brachten sie eine Flasche Wein aufs Zimmer. Diesmal stand jedoch die Blutleere vor der Tür.

Ob wir ein bisschen Shampoo für sie hätten?

Ich musste sie angestarrt haben. Irgendwie hätte sie an alles gedacht, nur nicht daran, es wäre ihr so durchgegangen, bei der ganzen Packerei und an was man alles denken musste.

Ich nickte. Sicher. Aber einfacher wäre es an der Rezeption. Da hätten sie bestimmt diese Fläschchen.

Nein, nein. Sie wollte nicht durch das Hotel laufen, nicht noch am Abend, sie wollte nur schnell was für die Haare, und ich nahm die Shampoo-Flasche aus der Dusche und gab sie ihr.

»Oh nein, nicht die ganze Flasche.«

»Sie können mir den Rest wiedergeben, später.«

»Schütten Sie mir einfach ein bisschen hier rein!« Sie streckte mir ihre Hand entgegen.

Ich tauschte einen Blick mit Michael, der gerade vom Balkon ins Zimmer kam.

»Wie schön, Sie zu sehen«, sagte er.
Ein Lächeln huschte über das Gesicht der Blutleeren.
»Darf ich mich nen Moment setzen?«, fragte sie und glitt vorsichtig auf die Bettkante. Sie seufzte.
»Mögen Sie's hier?« Erwartungsvoll sah sie uns an.
»Die Aussicht ist toll«, sagte ich.
»Aber diese Berge. Diese Berge sind schrecklich, finden Sie nicht?« Sie strich mit den Händen über mein Kopfkissen. »Sie versperren einem die Aussicht.«
So hatte ich es noch nicht gesehen. Etwas ratlos sah ich zum Balkon.
»Ich weiß, immer ist da was, was einem die Aussicht nimmt. Außer vielleicht am Meer«, sagte sie. »Und selbst da können sie es einem noch vermasseln.«
Es klopfte an der Tür.
»Nein, machen Sie nicht auf, bitte.«, flüsterte sie, und ich verharrte in der Bewegung.
Es klopfte noch einmal.
»Das wird das Zimmermädchen sein. Vielleicht kann es Ihnen Shampoo bringen.«
»Machen Sie nicht auf!«, bat die Blutleere und presste das Kissen gegen die Brust.
Sie sah jetzt aus wie ein Kind. Ihre knochigen Schultern stachen aus dem Kleid heraus, das mindestens zwei Nummern zu groß schien. Die Haut neben ihren Fingernägeln war rissig.
»Ursel, ich weiß, dass du da drin bist!«, dröhnte eine Stimme.
Die Blutleere legte einen Finger auf die Lippen und sah uns an.
Michael und ich wagten kaum uns zu rühren.
Diesmal war das Klopfen energischer. »Ursel, komm sofort raus!«
Die Blutleere barg ihr Gesicht im Kissen.
»Ist schon gut. Sie sind in Sicherheit.« Was redete ich da eigentlich?

Sie ließ das Kissen sinken. »Ich darf hierbleiben?«
»Ursel, du kommst damit nicht durch!«, rief die Stimme.
Dann musste die Alte gegangen sein, wir hörten nichts mehr.
Ursel warf das Kissen in die Luft und lachte. »Der haben wir's gegeben!«
Michael spülte mein Zahnputzglas aus, schüttete etwas von dem Schlechtwetterwein ein und gab es ihr.
Sie trank wie ein junges Tier, gierig und schamlos. Das war nicht das richtige Wort, aber das war, was ich dachte.
»Sie sind so nett«, sagte sie. Sie zog die Pantoffeln von den Füßen und streckte sich auf dem Bett aus. »Ich wollte der alten Kuh schon lange mal die Meinung sagen.«
Michael goss sich sein Glas bis zum Rand voll. »Auf die schöne Aussicht.«
Ursel streckte ihm das leere Glas entgegen. »Ich trink normal gar nicht«, sagte sie.
Ich überlegte, ob ich einen Schluck aus der Flasche nehmen sollte, entschied mich dann aber dagegen.
»Ich glaub, es waren die Geranien«, sagte Ursel. »Als sie die im Prospekt gesehen hat, wollte sie unbedingt hierhin. Und nicht überall haben sie Vierbettzimmer. Bernd kann ihr nie was abschlagen. Ist doch praktisch, hat er gesagt, wegen dem Kleinen. Wir könnten dann mal abends nen Spaziergang machen, alleine.«
Ein Schatten bewegte sich auf dem Balkon und ich zuckte zusammen.
»Die Tür zu!«, rief Ursel, und Michael, direkt daneben, drehte schnell den Griff um.
Mein Herz pochte, als ich die Alte sah. Sie presste ihr Gesicht gegen die Scheibe.
»Ursel, man kann über alles reden, das weißt du doch!«
Ursel hob ihr Glas. »Sie kommt nicht rein«, lachte sie und trank den Wein in einem Schluck.

Es war nicht schwer, von einem Balkon zum anderen zu kommen, die Mauer war gerade mal hüfthoch, und trotzdem hätte ich es der Alten nicht zugetraut. Auf ihrer Stirn war eine dicke Ader, die sich zum Haaransatz hin verzweigte.

»Vielleicht sollten Sie doch mit ihr sprechen?«, sagte ich. Die Alte begann, mit den flachen Händen gegen das Glas zu pochen.

»Du alte Hexe, du!«, rief Ursel.

»Das wird ein Nachspiel haben«, sagte die Alte, bevor sie ging.

»Der Wein ist gar nicht schlecht«, sagte Ursel. »Könnten wir mal den Fernseher anmachen?«

»Meinen Sie nicht, Sie sollten jetzt doch ...« Ich verstummte, als mich Michaels Blick traf.

Fußball war dran, und Michael wollte schon weiterzapfen, aber das ist doch Borussia, sagte Ursel. Sie sah jetzt kein bisschen blutleer mehr aus. Ihre Wangen waren rot und ihre Augen glänzten, und zusammen mit der dunklen Helmfrisur verwandelte diese neue Mischung sie in eine Art Johanna von Orleans. Ich fragte mich, ob sie krank wäre. Sie machte sich ziemlich breit auf meiner Bethälfte, hatte die Beine unter der Decke und sich das Kissen mitsamt meinem Nachthemd in den Rücken gestopft.

Michael ließ sich auf seiner Seite nieder. Beide starrten zum Fernseher.

Ich verfolgte das Spiel vom Stuhl aus, und dass Borussia verlor, kam mir nur gerecht vor. Allerdings war Ursel längst eingeschlafen.

»Weißt du, in welchem Zimmer sie wohnt?«

»Du willst doch da jetzt nicht hin?«

»Und das Kind? Der Junge vermisst sie doch bestimmt.«

»Sie vertraut uns. Guck, wie tief sie schläft.«

Michael zog sich den Schlafanzug an.

»Und ich?«, fragte ich, als er aus dem Bad kam und sich ins Bett legte.

»Ich kann ein bisschen rücken.«

»Vielleicht sollten wir an der Rezeption Bescheid sagen?«

»Nun beruhige dich mal.«

Ich beneidete Michael um seinen Schlaf. Nur gut, dass es so viel geregnet hatte, ich öffnete eine neue Flasche Wein, entriegelte die Balkontür und setzte mich in den Liegestuhl, nachdem ich mich zu allen Seiten hin umgeblickt hatte. Der Himmel war schwarz, nicht so schwarz wie die Berge, und übersät mit Sternen. Ich bildete mir ein, Zikaden zu hören, aber wahrscheinlich kam das Sirren von der Stromleitung.

Ich musste wohl eingenickt sein. Als ich ein Geräusch hörte, schreckte ich auf.

Sie hatten die Tür aufgeschlossen, die Alte zusammen mit dem Hotelmanager, und der Mann von der Blutleeren war auch dabei. Diesmal lachte er nicht. Im grellen Lampenlicht rüttelten sie Ursel aus dem Schlaf, und kaum aus dem Bett, fiel sie ihrem Mann auch schon um den Hals und weinte.

»Das wird ein Nachspiel haben!«, zischte die Alte in meine Richtung. Ich lehnte mit dem Rücken in der Türöffnung, meine Hände und Füße waren taub vor Kälte. Ursel würdigte mich keines Blickes.

Für den Rest des Urlaubs nicht mehr, sie ging mir aus dem Weg, und einmal, als ich nach dem Zimmerschlüssel fragte, erklärte mir der Hotelmanager, was ich doch für ein Glück hätte. Die Gäste hätten schließlich von einer Anzeige abgesehen. Die arme Frau.

Gut, dass der Urlaub vorbei war, noch bevor wir uns was am Meniskus holten. »Nächstes Mal fahren wir ans Meer«, sagte Michael, aber ich war mir nicht sicher. Ich war mir überhaupt nicht mehr sicher.

(2013)

Binnenmeer

Ich schlug den Kragen höher. Kalter Wind peitschte mir ins Gesicht und schleuderte die Wellen bis knapp vor meine Gummistiefel. Gischt spritzte auf. Ich versenkte meine Hände tief in den Manteltaschen. Den See kannte ich gut. Zufluchtsort meiner Kindheit, im Sommer das beste Freibad, im Winter ein abweisendes, schmutzigräues Meer. An Tagen wie diesem konnte ich nicht bis zum anderen Ufer sehen. Bei einem solchen Wetter waren die drei Jungen nicht mehr zurückgekommen. Thomas Plewinski, Jörg Müller und Andy Chalitzka. Sie waren älter als ich gewesen, damals so zwölf, dreizehn, und ich hatte sie nicht besonders gemocht. Sie hatten meine Streichholzschachtel mit den Marienkäfern zertreten, als ich auf dem Nachhauseweg vom Kindergarten war. So was verzeiht man nun mal nicht.

Ich ließ ihn ins Haus, weil der Regen direkt vor der Tür stand und ich sah, wie er unter der dünnen Jeansjacke fror. Sein rotkariertes Halstuch war nur ein durchgeweichter Lappen, der an seinem weißen Hals herunterhing. Die Haare klebten an seinen Schläfen. Erst, als er an meinem Küchentisch saß, rollten sich die Nackenhaare über den Kragen. Er sagte etwas von einer Umfrage, die er für eine Werbeagentur machen sollte.

»Ich bin vorbestraft, aber die Agentur gibt mir eine Chance.« und obwohl er wie der typische jugendliche Kriminelle aussah, nahm ich ihm das nicht ab.

Die Spaghetti waren gerade bissfest geworden, und so stellte ich ihm auch einen Teller vor die Nase. Er kremelte die Ärmel hoch, sperrte den Mund auf und saugte die Spaghetti in sich hinein, als hätte er seit Tagen nichts mehr gegessen. Auf seinem rechten Unterarm waren Schlangen eintätowiert, links Schmetterlinge.

Der See hatte mich immer magisch angezogen. Mein Fahrrad lag versteckt im Schilf und ich ließ Steine über das Wasser tanzen. Wenn ich wütend war, nahm ich dicke, schwere Brocken und schleuderte sie so weit weg wie möglich. »Hier Jungs, die sind für euch!« brüllte ich dann, und stellte mir vor, wie sie Thomas, Jörg und Andy auf die feisten Schädel platschten. Der See war dafür bekannt, seine Opfer nicht frei zu geben. Das Boot trieb damals auf dem Wasser, aber die Jungen fand man nie, obwohl sie mit Stangen im See herumstocherten und Taucher den Boden absuchten.

Meine Spaghetti hatten es ihm wohl angetan, oder vielleicht lag es auch daran, dass ich keine Fragen gestellt hatte. Jedenfalls stand er am nächsten Tag wieder vor meiner Tür. Diesmal regnete es nicht, und da ich den Fragebogen bereits ausgefüllt hatte, gab es eigentlich keinen Grund, ihn hereinzulassen. Trotzdem saß er wieder auf dem wackeligen Ikeastuhl und erzählte von seinem Rausschmiss. Seit einer Woche hatte er kein einziges Zeitschriftenabo verkauft.

»Darf ich über Nacht bleiben? Morgen ziehe ich gleich weiter.« Treuherzig sah er mich aus braunen Dackelaugen an.

So ähnlich war ich bereits an Nies, Rudi und Mondschein gekommen, Kaninchen, Sittich und Katze. Natürlich gab ich ihm die frischgewaschene Kamelhaardecke. Er sollte doch nicht frieren auf dem Sofa. Mein Haus war nicht gerade groß. Nur dieses eine Zimmer unten, das Wohnzimmer, das ich als Atelier nutzte, mit der kleinen Kochnische daran, und das dachschräge Zimmer oben, in dem ich schlief. Ich verriegelte die Tür doppelt und lauschte auf Schritte auf der Holzterrasse. Zwischendurch blickte ich immer wieder zur Uhr. Gleichmäßige Atemzüge krochen zu mir hinauf. Ich war es nicht gewohnt, Gäste zu haben, erst recht nicht über Nacht. Gegen drei Uhr stand ich auf und schlich in die

Küche, um mir Tee zu kochen. Er lag mit offenem Mund auf dem Rücken, der Arm mit den Schlangen baumelte vom Sofa. Sogar im Schlaf trug er sein albernes Pfadfinderhalstuch. Mit beiden Händen umklammerte ich meine Tasse und wollte gerade wieder hoch gehen, als mein Blick an der Staffelei hängen blieb, die er als Garderobe zweckentfremdet hatte. Meine Auftragsarbeit, an der ich eigentlich jetzt arbeiten sollte, war unter seiner speckigen Jeansjacke nicht mehr zu sehen.

Am See hatte ich geangelt, oder besser, versucht zu angeln. Gefangen habe ich nie etwas. Die schwarzen Schatten tauchten um meine Köder herum, ignorierten sie einfach. Ich dachte immer an die Jungs. Vielleicht hatten sie sich in Karpfen verwandelt, oder in Aale oder Hechte, so genau kannte ich mit Fischen nicht aus.

Beim Frühstück sah ich an ihm vorbei, auf die dichte Regenwand hinter dem Fenster und wünschte, ich könnte endlich wieder malen. Meine Farbtöpfe auf dem Wohnzimmertisch hatte er nach Tönen sortiert und aufeinandergestapelt. Ich machte einen langen Spaziergang, bis das Wasser in meinen Gummistiefeln quatschte. Ich zählte bis tausendzweihundert, mit Unterbrechungen, dann war ich es leid und ging zum Haus zurück. Ich wünschte so sehr, er wäre gegangen, aber er hockte auf dem frischgesaugten Teppich vor meinem Skizzenblock, den er Seite für Seite umblätterte, wie eine Modezeitschrift beim Friseur.

Die alten Leute im Ort sprachen oft von dem trockenen Sommer nach dem Krieg, als der See ganz flach wurde und plötzlich Dächer über die Wasseroberfläche ragten, verwaschenen Ziegel, ausgelaugte Holzbalken, ein versunkenes Dorf. Jetzt wohnten dort die Jungs, zusammen mit den anderen, die von ihren Ausflügen und Bootstouren nicht zurückgekommen waren.

Nach einer Woche war er immer noch da und ich hatte keinen einzigen Pinselstrich getan. Mein Auftraggeber rief an und zur Entschuldigung stammelte ich etwas von einem plötzlichen Unglücksfall. Mein Gast lief dagegen zur Höchstform auf, spülte das Geschirr, putzte Staub und kratzte die verkohlten Pizzareste aus dem Backofen. Ich hatte das Gefühl, in meinem eigenen Haus zu ersticken. Nachts legte ich mir Kissen auf die Ohren, um diese verfluchten, gleichmäßigen Atemgeräusche nicht mehr hören zu müssen.

Am Dienstagmorgen schaffte ich es, vor ihm in der Küche zu sein. Ich pulte die Marmelade bis auf einen winzigen Rest aus dem Glas, setzte Kaffeewasser auf und beobachtete ihn in der blankpolierten Dunstabzugshaube, wie er an seinem Halstuch herumzupfte.

»Die Marmelade ist alle!« rief ich, ohne mich umzudrehen, »Im Keller müsste noch ein Glas stehen.«

Ich schloss die Augen und begann zu zählen. Schon bei fünf hörte ich den leisen Schrei, bei sechs das Poltern, bei acht den dumpfen Aufprall und dann die Stille. Vorsorglich hatte ich die Glühbirne herausgedreht, aber die kaputte Leiter hätte wohl auch so gereicht. Ich zählte weiter bis dreißig, dann ging ich nachsehen. Er hatte die Arme abgespreizt wie Schmetterlingsflügel, sein Halstuch hing schief.

Am See war es kalt, kein Mensch war mir entgegengekommen. Ich wickelte das rotkarierte Tuch um meine Finger und beschloss, keine Andenken zu behalten. Einen Moment schaukelte es auf den Wellen, dann ging es unter.

(2000)

Landlyrik (2008)

Imker

Wie laut die Bienen knispert
Im Blockhausgebälk,
wenn sich Joghurtlicht
in die Nacht schleicht
und heimlich im Fjord badet.

Die Kröte

Die dicke Erdkröte
schläft in meinem Garten
unter dem Bohnenkraut.

Ein Fingerbreit Erde
über den Karfunkelaugen
reicht ihr als Sonnenschutz.

Vier schwarze Forken
starren träge neben den Häuten
bereit, sich ins Mondlicht zu graben.

Ich kann es kaum glauben,
dass jenes Schattentier,
dieses still geduckte Herz,

das seit Anbeginn der Zeit
unter dem Bohnenkraut
in meinem Garten schläft

sich bei Nacht den Sternen anschließt
mit ihnen das Land zu erkunden.

Juninacht

Am Wegrand stellt der Mais seine Fallen aus,
säuselt und lockt, umgarnt,
um in der Dämmerung die Spielregeln zu schärfen.

Dann reckt die aufgepeitschte Meute ihre fiedrigen
Hälse,
keucht und faucht unter den Flanken der Nacht, wäh-
rend
Gras entlang der Posten die Haken auswirft.

Namen – über dem Feld in Stücke gerissen
und ganz oben hat wer, klammheimlich,
Ikonen ins Schwarz geritzt.

Karfunkelnacht, zum Sterben schön,
und wir kämmen und rufen und fürchten,
nicht ahnend, dass das Tier
längst auf Asyldecken schläft.

Am Teich

Zwischen geäderten Blättern stechen
Nadeln auf, rotgrün gestreifte Obelisken,
erstarrt in Septembersonne;

Pfropfen winziger Sterne verschließen
weißen Flaum darin, der bald schon
Lanzen in Fasern bricht.

Dann schwärmen Lanugo-Härchen aus,
plustern und bauschen sich

um dunkle Nabel, wissen,
wann es Zeit ist zu fliegen.

Sommerabend

Im Weizen, Raps und Mais wurzeln Eisenmasten,
Kreuze mit hängenden Armen, die einander

Stricke voll Mücken reichen. An einem
orange flimmernden Schützenfestabend kauert

auf einem dieser Türme ein Raubvogel, der sich
in Nachbars Fernglas als Mann entpuppt,

sich jetzt wirklich zum Vogel faltet, auf der
schimmernden Feuerleiter über dem

Patchwork der Felder innehält, tief Luft holt und
abspringt, hinein in den Raps, eintaucht ins Gelb,

das Körper und Schmerz mit Blüten zudeckt.

Maisfrauen

Ketten stolzer Mütter,
Jede trägt ihr Kind
Fest umwickelt,
Püppchen mit Kräuselhaar,
Das zerbröseln unter den Fingern.
Große schlanke Mütter,
Aufgestellt zum
Schönheitswettbewerb.
Lassen die blonden Mähnen flattern,

die langen Beine knistern.
Schmale Feenkörper,
Ihre gespreizten Zehen
Krallen im Sandboden.
Halten versteckt ihre Kinder,
deren gelbe Kälberzähne
Getarnt unter den Laken.
Ihre Federleibchen
windgeschüttelt, trotzen
den ersten Herbststürmen.
Wie sehr ich mir wünschte,
Sie wären aus Terrakotta!

Schon im November
Erinnert nichts mehr an sie,
Hier und da ein gebrochenes Blatt,
Im nächsten Jahr wird
Weizen wachsen.

Der Igel stinkt nicht

Wie eine Kindermütze liegt er im Gras,
die gelb-braunen Stacheln zum Mecki gekämmt.

Zwei ungewaschene Füße flugbereit abgestreckt,
der Bauch ein grauer Filzball, wie Hundespielzeug
mit einem dunklen Ventil darin.

Eine Spur führt von ihm zur Fahrbahn, eine
dünne Linie, grad als hätt wer sich am Finger geritzt.

Stell dich nicht so an, Mecki,
so schnell stirbt man doch nicht!

Landstraße

Frühmorgens kriecht der Nebel aus schwarzen Furchen,
streicht um die hingewürfelten Häuser,
die sich hinter Gräben, Mauern, Wällen verschanzen.

Ein paar Handbreit entfernt krümmt sich zwischen
Wirtshäusern und Kopfweiden und Strommasten
die graue Schlange.

Auf ihrem Rücken glimmen noch die Spuren
der nächtlichen Ausbeute, die Überreste von
Igel, Marder, Katze und manchmal was Größerem;

Im Raunen des neuen Tages
wachen Bussard und Elster und Rabe
auf ihren Augenblick,

während kuhschwer und arglos der Bauer
sein Fahrrad lenkt, als böte die Bake aus
rotem Mützenbommel Schutz genug;

Anstreicher und Sparkassenangestellte
lassen sorglos die Haare fliegen,
bis der Abend rötlichen Glanz schwitzt,

sich die Krähen auf den gespannten Stromleinen
in Wäscheklammern verwandeln und die
Bissen der Nacht zu einfachen Flecken gerinnen.

Dann zählt die Schlange die Stunden, bis sich
Schwärze zu allen Seiten türmt und nur noch selten
ein Dröhnen in die Stille bricht;

hungrig spannt sie die Häute und was immer
leichtsinnig ihren Weg kreuzt,
Igel, Marder, Katze (und gern Größeres),

wird am nächsten Morgen zermalmt und
halbverdaut auf ihrem tückisch glänzenden
Buckel prangen.

Herbstland

Nebel pirscht sich über Maulwurfshügel,
vereinzelt glimmt das Haar verdorrter Gräser.
Der Sommer hat sich weit weg gesehnt.

Geblieden ist Backstein und Matsche und
auf dem Herd das schwere Atmen
geschälter Tomaten.

Fotografie

Eisige Nacht und der Hund
taumelt über den mondhellen Platz,
trägt leise seinen Schatten ins Haus.

Mädchenland

Bikinizeit

Als sie um halb sechs noch nicht zurück waren, hatte ich schon ein komisches Gefühl, aber als sie dann nicht zur Abendbrotzeit auftauchten, raunte ich Lisa zu, dass wir die Kleidung verstecken sollten. Was wir auch noch vor dem Essen taten. Trotzdem blieb das komische Gefühl, und der Grießpudding, auf den ich mich sonst immer freute, wollte mir an jenem Abend kaum durch den Hals.

Wir konnten es erst noch gut vertuschen. Also, als sie beim Abendessen nicht da waren, redeten wir uns heraus. Sie hätten noch zum Strand gehen wollen. Doch, wir hätten ihnen gesagt, dass sie es womöglich nicht mehr pünktlich zurückschafften. Doch. Aber sie hätten nicht hören wollen. Hätten lachend abgewehrt. Was ja auch stimmte. Und jeder wusste, wie weit der Weg zum Strand war. Und dann bei der Hitze. Gut, sie klingt zum Abend hin etwas ab, aber die Straße speichert alles, der schwarze Asphalt. Den ganzen Tag aufgeheizt. Da mussten sie ja lang. Entlang der Schnellstraße.

Auf dem Zimmer saßen Lisa und ich auf unseren Betten. Schweigend starrten wir aus dem Fenster, über der Balkonbrüstung hing der Feuerball der Abendsonne. Langsam senkte er sich. Wie oft wir auf den Balkon traten, auf- und abgingen, in den Abend sahen. Die bläulich schimmernden Berge. Die Büsche am Gartenweg, der zur Straße führte. Die Straße, die sie nehmen mussten.

Die Vögel verstummten. Die Insekten hatten Schichtwechsel. Das heißt, die Wespen verschwanden, die Mücken und Motten kamen.

Wir schraken zusammen, als es an der Tür klopfte. Ob die beiden inzwischen zurück seien? Der Steinberger sah

besorgt aus. Unter den Augen zuckte es. Mir war das damals nicht klar, aber der hatte ja auch die Verantwortung. Nicht wir, eigentlich. Das war schon komisch. »Dann müssen wir sie jetzt suchen«, sagte er. Heute verstehe ich das gar nicht. Dass wir so lange gewartet haben.

Gut, wir zogen los. Der Steinberger und seine Frau, Lisa und ich, und ein paar andere schlossen sich uns an. Andere blieben da, für den Fall, dass sie auftauchten. Handys gab es damals noch nicht. Sonst wäre wohl alles anders gekommen. Aber ich weiß nicht.

Wir gingen entlang der Schnellstraße zum Strand, liefen dort ein bisschen herum. Natürlich war da um die Zeit nichts mehr los. Nicht, dass da jemals viel los gewesen wäre. Der Strand war alles andere als spektakulär. Ein schmaler Sandstreifen. Ein Toilettenhaus. Das Meer und mittendrin ein Felsen, so nah, dass man es nicht lassen konnte, dorthin zu schwimmen und darauf herumzuklettern, wobei man sich ja doch bloß an den scharfen Kanten die Haut aufschürfte.

Wir leuchteten mit den Taschenlampen herum, riefen ihre Namen, blickten aufs Wasser. Wir suchten nach verlassenen Handtüchern, nach Schuhen, nach irgendetwas, was auf ihre Anwesenheit hinwies. Es gab eine Menge Abfall. Ein paar Getränkedosen, eine Plastiktüte, ein T-Shirt. Eben solche Sachen, die Leute am Strand vergessen oder absichtlich liegen lassen. Aber es gab keine Spur von den beiden.

Bella und Maja.

Eher zufällig waren wir mit ihnen aufs Zimmer geraten. Ein Viererzimmer. Das war so üblich hier. Sie hatten im Bus in der Reihe vor uns gesessen. Zwei große, schlanke Mädchen. Sie lachten die ganze Fahrt über, sogar früh am Morgen auf dieser endlosen Kurvenstrecke. Wir waren froh, als der Steinberger uns zusammentat. Uns aus-

wählte für das Viererzimmer. Da wären Schlimmere gewesen. Die Artigen zum Beispiel, wie wir sie nannten, die ihre Gitarren dabei hatten. Oder die Vierzehnjährigen. Mit denen wollten wir nichts mehr zu tun haben. Wir waren schließlich fast erwachsen.

Wir hatten uns die Ferienfreizeit sowieso anders vorgestellt. Hätten nicht gedacht, dass wir schon abends um zehn auf dem Zimmer zu sein hatten. Nicht nur das, sondern auch, dass wir um zehn das Licht löschen mussten. Ich meine, wir waren sechzehn. Fast siebzehn. Und die paar Jungs, die dabei waren, nee, die waren nicht der Rede wert. Vielleicht für die Vierzehnjährigen interessant. Wobei ich das auch bezweifle. Und klar war das eine christliche Ferienfreizeit, aber wer hätte denn wissen können, dass wir nach dem Frühstück »Bibelstunde« hatten? Und dass die Bibelstunde bis 12 Uhr ging. Danach fing der Küchendienst an. Mittagessen um eins. Wieder Küchendienst. So dass man frühestens um halb drei rauskam. Zum Strand. Was anderes gab es nicht. Kein Ortszentrum. Keine Geschäfte. Nur so ein Kiosk, bei dem wir uns mit Keksen und Cola eindeckten. Und der Strand war ja nicht schlecht, aber furchtbar weit entfernt. Der Weg dahin eine einzige Katastrophe. Die Schnellstraße. Kein Fußweg daneben. Die Autos bretterten dicht an einem vorbei. Sogar Lastwagen. Und volle Sonne. Kein einziger Baum. Nichts. War echt nicht schön. Wirklich ziemlich viel Aufwand für ein bisschen schwimmen. Zumal ich mir aus Schwimmen gar nichts mache. Bis heute nicht.

Wir waren fast die halbe Nacht herumgelaufen, bis der Steinberger dann doch die Polizei anrief. Wir blieben bei unserer Version. Die beiden seien am frühen Nachmittag aufgebrochen. Nein, wir hätten nicht mitgewollt. Zu heiß. Und wir seien müde gewesen. Das nahmen sie uns ab. Wir sahen nicht aus wie Mädchen, die gerne an den Strand gingen. Oder anders gesagt, wir waren keine

Mädchen, die Männer gern in Bikinis sahen. Die Polizisten glaubten sofort, dass wir lieber Kekse auf dem Zimmer aßen, und der Papierkorb quoll ja auch über von den leeren Packungen.

Bella und Maja hatten ihre Bikinis schon unter ihren Sachen an, als sie loszogen, an jenem Nachmittag. Wir sahen zu, wie sie ihre Taschen packten. Jede ein Strandlaken, ein Handtuch, Sonnencreme. Sie wollten nicht lange bleiben. Ob wir nicht doch mitwollten? Nö, wollten wir nicht. Wollten wir auch wirklich nicht. Die Idee kam erst später. Als sie weg waren. Wir hatten die Kekse auf, wir hatten die mixed tapes auf dem leiernden Walkman schon hundert Mal gehört. Uns war langweilig. Ich glaube, es war meine Idee. Aber Lisa hatte nichts dagegen. Und klar, der Weg zum Strand war weit, und heiß war es auch, und der Asphalt glühte vor Hitze und es war nervig, entlang der vielen Autos und Lastwagen zu gehen, alle dicht an uns vorbei, es gab ja keinen Gehweg. Zwischendurch waren wir uns schon nicht mehr so sicher. Aber wir hatten uns auf den Weg gemacht, um die beiden ein bisschen zu ärgern. Nichts weiter Böses, nur etwas Spaß. Wer hätte denn wissen können, dass es so kommen würde? Ich meine, wir waren sechzehn, okay, fast siebzehn. Was wussten wir denn schon?

Wir kamen an den Strand, als die beiden im Wasser waren. So hatten wir es uns vorgestellt. Sie schwammen zur Felseninsel, ganz so, wie wir es gedacht hatten. Wir fanden ihre Sachen sofort. Es musste schnell gehen, wir wollten nicht, dass jemand uns beobachtete. Wir ließen ihnen ihre Schuhe und stopften die Klamotten in die Tasche, die Handtücher, die Strandlaken, die Sonnencreme. Und machten uns damit aus dem Staub. Wieder die Schnellstraße entlang. Zurück zum Ferienhaus.

Unterwegs lachten wir viel. Stellten uns vor, wie sie gleich hier entlang gehen würden. Nur in ihren Bikinis.

Immerhin hatten wir ihnen die Schuhe gelassen. Wir lachten uns halbtot.

Die restlichen Ferientage waren der Horror, und erst im Herbst wurden die beiden gefunden. Rund fünfzig Kilometer weiter, in einem Waldstück nahe der Autobahn. Vermutlich hatten sie getrampt, spekulierte die Polizei. Waren in den falschen Wagen gestiegen. Man hatte nur ihre Bikinis gefunden, und ihre Schuhe. Die Kleidung blieb verschwunden.

Wir hatten sie längst vergraben. Hinten am Berg. Noch in der ersten Nacht. Uns hat sowieso nie jemand verdächtigt. Eigentlich komisch, dass es keine Zeugen gab. Unten am Strand.

Vermutlich wäre das alles so oder so passiert, denke ich immer. Wahrscheinlich war das bloß ein dummer Zufall. Ich meine, wer da die Veranlagung zu hat und die Neigung und Bella und Maja waren auch in T-Shirts und Shorts gutaussehende Mädchen, und da an der Schnellstraße, aber was soll ich sagen, ich bekomme die Gedanken nicht aus dem Kopf. Und manchmal träume ich noch von ihnen. Ich sehe, wie sie ihre Strandtaschen packen. Ich sehe, wie die Hitze vor dem Fenster flirrt.

(2020)

Männertreu

»Hast du Julia mal wiedergesehen?«

»Schon lange nicht mehr.«

»Die ist ja jetzt mit dem Mino...«

»Ich gönne ihr das.«

»Ja, nach all dem Theater.«

»Dass die nicht durchgedreht ist.«

»Ist sie ja.«

»Aber nicht richtig.«

»Na ja, immerhin hat sie die Klamotten zerschnitten, mit der Schere. Unterhosen, die Jeans, sogar seinen Mantel.«
»Das hätt ich auch.«
»Aber ich hätt mir nicht die Arbeit gemacht und das noch alles zur Post geschleppt.«
»Bei Roberto hab ich damals auch die Nikes mit Schuhcreme, mit schwarzer...«
»Der hatte das auch verdient.«
»Der Mohammed etwa nicht?«
»Es geht doch darum, wieviel Arbeit sie sich da noch gemacht hat. Seinen Teddy rasiert und so.«
»Okay, ich hätte ihn rasiert.«
»Uah, diese Mücken! Guck dir das an, die Viecher, schon total zerstoehen, hier!«
»Also, ich kann Julia gut verstehen.«
»Ich muss immer noch dran denken, als wir mal bei Schlecker waren und du da die Männertreu-Samen...«
»Wenn ich da schon gewusst hätte, was das fürn Arsch ...«
»Wir müssen mal wieder zusammen weggehen. Weißt du noch, bei Burger King im Bahnhof?«
»Da war ich schon ewig nicht mehr.«
»Dann nehmen wir Julia mit.«
»Und Mino.«
»Irgendwie wird es kalt.«
»Wo hat sie den Mino überhaupt her?«
»Weißt du das nicht?«
»War das ein Freund von Mohammed?«
»Ah, diese Viecher! Guck, wie dick das schon wird!«
»Mhm.«
»Nee, der Mino ist doch ausm Urlaub. Da hat sie ewig rumtelefoniert, bis er ausreisen durfte.«
»Ich glaub, das braucht sie auch.«
»Das Telefonieren?«
»Ja, so die ganze Arbeit.«
»Hat sie wenigstens nicht mehr die Bilder seziert.«

»Seziert ist gut.«
»Ja, sie hat ne ganze Schachtel gehabt, nur mit Augen. Mit nem Cutter hat sie das gemacht, nicht mit der Schere. Nee, mit nem Cutter, nur so ausgeschnitten immer.«
»Sie hat mir die Fotoalben mal gezeigt.«
»Anstatt dass sie die Fotos einfach wegschmeißt.«
»Oder verbrennt.«
»Jedenfalls ist das schon gut, mit dem Mino jetzt. Sie wollte ja auch der Frau was antun.«
»Wie lange waren die noch mal zusammen?«
»Neun Jahre.«
»Und da macht der sowas.«
»Wo er ihr immer gesagt hat, er will nicht noch mal heiraten.«
»Ja, aber das war auch das erste Mal, dass er wieder zuhause war.«
»Son Arschloch!«
»Vielleicht konnt er aber wirklich nichts dafür.«
»Pah!«
»Na ja, wir wissen ja nicht, wie das mit den Familien da so ist. Die Mütter ...«
»Pah! Weißt du, was ich mit dem Kerl gemacht hätte? Hier in den See. Ich hätt gesagt, komm, lass uns nen Spaziergang machen und dann ...«
»Oh ja, da vorne im Schlamm ...«
»Genau, da wo die Mücken ...«
»Äh, die ollen Viecher.«
»Ich hätt ne Bootsfahrt mit ihm gemacht. Genau jetzt. Kein Mensch da, gleich wirds dunkel ...«
»Aber der kann doch schwimmen.«
»Mensch, vorher mit dem Paddel, peng, und dann, dass er gar nicht mehr hochkommt.«
»Du, wer weiß, wie viele das schon gemacht haben.«
»Ja, guck mal, die Algen gehen bis an die Oberfläche.«
»Äh, das stinkt.«

»Ja, die faulen da unten alle.«
»Scheißkerle.«
»Und die Wasserratten freuen sich.«
»Ih.«

»Ja, guck, da vorne die Spuren. Die müssen fett sein, die Ratten.«
»Lass uns gehen, mir ist echt kalt.«
»Es riecht schon nach Sommer.«
»Ich hab Gänsehaut. Guck mal, wie die Haare stehen!«
»Na gut. Aber weggehen müssten wir wirklich mal wieder.«

(2002)

Mittagessen

»Gib dem Kind nichts zu trinken, weil sonst isst es nicht!«
... der Geschmack des Gemüses, Kohlrabi, Wirsing, Blumenkohl, und Fleisch, knorpeliges, fettiges Fleisch, immer das Gefühl, es ist Kaninchenfleisch, wie sie das Kind beobachten, von der Seite, »nein, ich esse das nicht, das ist Kaninchen!«, »nein, Kind, es ist Huhn, iss es endlich, du kriegst nichts anderes!«, und es schluckt, würgt, prüft die Gesichter um sich herum, sie haben gesagt, es ist Huhn, und endlich ist der Teller leer und sie lachen, bis sie fast vom Stuhl fallen, wie sie es schreien, sie singen fast, »es war Ka – niien – chen!!!« Der Gang ist dunkelgrün und lang, als Frau wird das Kind die Wohnung mit anderen Augen sehen, sich wundern über die Lächerlichkeit dieser paar Schritte. Aber der Gang ist zu lang für den Kindermagen und dann sind da schwarze Flecken im Teppich, Kontinente auf der Nordwestpassage ins unerreichbare Bad, und danach schämt es sich, wenn die

Mutter es in das Zimmer drückt, die Tür schließt, »du bleibst da!«, und mit Eimer und Lappen sich auf den dunklen Boden kniet, pustet und schnauft in ihrer Art zu pusten und zu schnaufen, so wie sie beim Essen pustet und schnauft, »ich schwitze!«, schnauft sie, und streicht sich das Haar aus der Stirn, es türmt sich hoch, so sehr klebt es, beim Essen, und wenn das Kind sich abwendet, sagt sie, »das sind die Wechseljahre, guck es dir schon mal an, da kommst du auch noch hin!« Durch jeden einzelnen Blusenknopf guckt die Mutter, große, durchsichtige Blusenknöpfe mit gehässigen großen Augen, das Kind kann so nicht essen, wenn diese Knopfaugen es anglotzen, nicht mal das wenige, das es gern mag – Nudeln mit Zucker, das Innere vom Brötchen, Apfelmus. Alles muss es in Apfelmus tunken. Gemüse, Kartoffeln, Fleisch. Aber am liebsten hungert es. Um sich nachts, wenn es allein ist, auf Dinge zu stürzen, die es aus der geschlossenen Packung nehmen kann: Zwieback, trockene Nudeln, Knäckebrötchen. Aber die Packung muss zu sein. Und deshalb isst es immer alles ganz auf. Weil es keine angebrochene Packung mehr anrühren könnte, später.

(2006)

Schokolade

Wenn ich bei Oma auf dem Hocker neben dem Kühlschrank saß und die Kaffeemaschine an meinem Ohr plärrte, klingelte es manchmal an der Wohnungstür. Meine Oma hörte natürlich schon am Klingeln, wer es war.

»Die alte Hexe lassen wir nicht rein!«, raunte sie und ich durfte nicht mehr mit dem Hocker kippeln. Wir stellten uns tot, bis sich unten bei Tante Irna die Tür schloss,

dann prusteten wir los und aßen unsere Schokolade. Wenn ich bei Oma übernachtete, aßen wir Schokolade zum Abendbrot und zum Frühstück. Und Schokolade lag auf dem Nachttisch, für den Fall, dass wir nachts wach wurden. Wir teilten die Skrupellosigkeit, mit der wir die Schneidezähne in die braune Masse schlugen und abrissen, ohne uns an vorgegebene Einteilungen, Riegel oder Stückchen zu halten.

Oma hatte grüne Katzenaugen und die weichste Haut, die nur jemand haben konnte, und ich fand sie viel schöner als meine Mutter. Ich glaubte sowieso nicht, dass sie die Mama meiner artigen, spießigen Mutter sein sollte, die statt Schokolade ständig Wirsing und Kohlrabi auf-tischte und bei der ich nie vom Schuhschrank springen durfte.

Oma lebte allein, eine gealterte Pippi Langstrumpf ohne Pferd und Garten, dafür mit grandioser Aussicht auf Hinterhof mitsamt Ratten, zur anderen Seite die trube-lige Einkaufsstraße. Wenn richtig viel los war, nahmen wir die Gießkanne und ließen Wasser durch das kleine Loch im Fensterrahmen versickern. Es lief über die Pfannen und tröpfelte über die Dachkante, direkt in Mantelkragen und auf Mittelscheitel. Manchmal duckte ich mich nicht schnell genug und die Leute fuchtelten mit den Fäusten zu mir hoch. Oma passierte das nicht mehr.

Es hatte auch mal einen Opa gegeben, aber an den konnte ich mich nicht erinnern. Es gab auch ein Foto von ihm in Uniform am Wolgastrand, das ist dein Opa! obwohl es danach noch viele andere Fotos von ihm gab, von einem grauhaarigen, alten Mann, der ein kleines Mädchen im Dirndlkleid auf dem Schoß hielt. Ich konnte das alles nie zusammenbekommen, meine Oma mit diesem Alten beim Halma spielen, das passte genauso wenig wie ich mit dem Dirndl.

Eines Tages wurde Oma das Alleinsein leid, das heißt, meine Mutter und ihre Schwester hatten das beschlossen. Ein Mann müsse her. Und am besten ein Mann mit Geld. Also kam Oma an Willi. Sie war über die Ampel gegangen und ein alter Herr hatte nach der Uhrzeit gefragt.

»Sechzehn Uhr, Madame? Zeit, einen Kaffee zu trinken. Würden Sie mich begleiten?«

Erst nach Jahren erzählten sie mir die Geschichte mit der Annonce.

Willi mochte eigentlich niemand leiden. Ich glaube, nicht mal Oma mochte ihn. Ihre Sessel waren viel zu klein für ihn, sein Bauch schwabbelte bis zum Teppich und seine fleischigen Arme quollen über die Lehne. Aber Willi war Lehrer gewesen, das heißt, nicht einfach nur Lehrer, Konrektor sogar (was auch immer das gewesen sein mochte, aber Oma sprach es mit Respekt).

Jedenfalls wusste er alles und zumindest besser als Oma. Neben Schokolade bekam sie dicke Rippe verordnet, fette Schweinekoteletts, Eisbein, Schmalz, Speck. Und als sie genauso in die Breite gegangen war wie er, wurde es Zeit für andere Sessel. Für seine Sessel. Und dann war es nur noch ein kleiner Schritt zu Schrankwand, Couchtisch, Kleiderschrank, Doppelbett. Bis meiner Oma nur die Küchenmöbel geblieben waren und Willi seine Polyesterhemden Tag und Nacht in ihrer Wohnung durchschwitzte ... Er begann, ihren Tagesablauf durchzuorganisieren, als ehemaliger Konrektor war er erfindungsreich, besonders im Organisieren praktischer Mitbringsel für die Enkel. Statt Schokolade schleppte er Schulbücher aus den Fünfigern an, Bücher, in denen die Jungs immer Peter hießen. Er übernahm das Einkaufen, bestimmte, wann und was gegessen wurde. Später, als wir Omas Sachen packten und sie ins Altenheim übersiedelten, fanden wir haufenweise Kotelettreste zwischen den Zimmerpflanzen.

An meinem dreizehnten Geburtstag klingelte früh morgens das Telefon. Ich weiß nicht, warum meine Mutter vor mir am Apparat war, aber sie erfuhr es als erste: Willi war gestorben.

Als wir eintrudelten, stand Oma mit unbewegter Miene im Schlafzimmer und stammelte etwas von einem Spiel, »abgekartet«, wie sie betonte. Es hatte da eine Tablette gegeben, Willis Tochter suchte sie vergebens. Ein bisschen hat Oma es wohl für mich getan, glaube ich, immerhin war es mein Geburtstag.

Die Freiheit nach Willi währte nur kurz. Wahrscheinlich fehlte etwas, und wenn es nur die zweite Kaffeetasse war. Jedenfalls wimmelte es plötzlich im Haus vor Polizisten und meine Mutter bekam eine mittelschwere Krise, weil sie nicht erfuhr, was passiert war. Die Nachbarn hielten dicht, bestimmt hatte Oma sie mit Schokolade bestochen. Tante Irna war auch keine Hilfe. Der Arzt bedauerte, aber wir sollten Oma nicht mehr allein in der Wohnung lassen. Es war nicht nur das mit der Polizei. Auch nicht unbedingt die verdorbene Wurst, die sie essen musste, weil sie den Stecker vom Kühlschrank mit dem der Kaffeemaschine getauscht hatte. Und für die Mineralwasserflaschen konnte sie ebenfalls nichts. Die waren einfach zu fest zugedreht. Wie sollte eine alte Frau sie anders öffnen, als an der Wand zu zerschlagen? Reiner Zufall, dass Oma nicht verblutet war.

Im Altenheim war sie dann nur noch ein einziges Mal Pippi Langstrumpf. Mit Mantel, Hut, Handschuhen und Ledertäschken kam sie mir auf dem Gang entgegen.

»Willst du einen Spaziergang machen?«

Draußen war es längst dunkel, ein klirrend kalter Novemberabend.

»Spaziergang? Ich verrat dir was, Schätzchen, ich hau ab!«

Ich Idiotin, ich miese kleine Idiotin, ich alarmierte die Oberschwester. Oma bekam ein anderes Zimmer, nicht

so weit abseits. Und direkt neben der netten Frau Lehmann, die zehnmal am Tag nach ihr sah. Aber sie hatte immer noch eine schöne Aussicht auf den Heimpark mit seiner kurzgeschorenen Rasenfläche. Heute weiß ich, Oma vermisste ihren Hinterhof.

Ich fürchte, sie hat die Stadt nicht wiedergesehen. Schließlich hatte die kleine Idiotin ihr letztes Abenteuer vermasselt.

Als sie kurze Zeit später auf der Pflegestation angelangt war, war die Aussicht zwar wieder besser, aber ihr Bett stand an der Wand. Und es hätte sowieso keine Gießkanne gegeben. Ach ja, und die Schokolade hatten sie rationiert, »Sie wissen schon, wegen der Aderverkalkung...« Schwupps war auch Omas Schönheit dahin, ihr Gesicht klein und rosinig verrunzelt, die Zähne hatten sie ihr weggenommen, den Friseur gestrichen.

An einem Tag im Februar beerdigten wir sie im kleinen Kreis. Der Pastor sprach mit Ehrfurcht in der Stimme von »unserer lieben Schwester Maria«. So inbrünstig, als wäre sie seine eigene Schwester gewesen. Meine Tante Rosi rührte er zu Tränen, mich machte er böse. Oma hieß Anna.

(1999)

Wie es mit Nelly war

Der Weg entlang der Straße war immer noch voller Löcher, und Elsa liebte es, über die Pfützen zu springen. Meistens ging sie mit Charlotte Kolb vom Nachbarhaus, aber sie war mal wieder krank. Seit die Jungs nach Ostern zu ihnen gekommen waren, waren sie zweiundachtzig Kinder in der Klasse. Das vereinfachte das Kranksein. Wahrscheinlich fiel es dem Lehrer, der zu alt für Russland gewesen war und den sie zurück in den Schuldienst

beordert hatten, nicht mal auf. Und zuhause störte es keinen, solange man nicht zur Last fiel, also nicht so schlimm krank war, dass man Medizin und Umschläge bräuchte.

Auch Elsa war oft krank. Es war so ein bestimmtes Kratzen im Hals, und heimlich schlich sie dann aus dem Bett und schob sich in den Spalt zwischen Ofen und Wand in der Küche. Dort war es warm und solange sie sich still verhielt, bemerkte sie keiner und sie konnte hören, was ihre Mutter mit den Nachbarinnen besprach, die morgens vorbeischaute. Manchmal um sich ein Ei oder etwas Mehl zu leihen, manchmal weil sie Rat suchten wegen einer Näharbeit oder einfach, weil der Mann nicht zurückgekehrt war und sie jemanden zum Reden brauchten. Und manchmal, das fand Elsa besonders spannend, waren es andere Gründe. Frauengründe, wie sie nannte. Das Frausein schien Elsa eine dunkle, schwere Angelegenheit. Voll von Seufzern und Entbehrungen, voll von Dingen, die man nur vage und hinter vorgehaltener Hand andeutete und denen ihre Mutter ein wissendes Brummen hinzufügte.

Der Regen wurde heftiger und durchweichte Elsas Strickjacke. Das war nicht schlimm, nur den Geruch nach Schaf mochte sie nicht, den Geruch der nassen Schurwolle. Am liebsten nahm sie den Weg durch die Wiesen am Fluss, aber seit Wilma Koslowski im letzten Herbst am Fluss verschwunden war, hatte sie ihrer Mutter versprechen müssen, an der Straße zu bleiben.

Den halben Winter lang hatte sich Elsa vor dem Einschlafen ausgemalt, was Wilma passiert sein mochte. Wahrscheinlich hatte einer der Flusskähne sie mitgenommen. Die Vorstellung bereitete Elsa Gänsehaut. So sehr sie auch nachdachte, sie konnte sich nicht entscheiden, ob es gut oder schlecht für Wilma ausgegangen war. Immerhin war sie so etwas wie eine Legende geworden. Ob Elsa das selbst jemals schaffen würde?

Elsa brach oft ihr Versprechen. Sie liebte den Fluss nun mal. Entlang der Sandbanken lagen Steine, Flaschen, Konservendosen oder mal ein Regenschirm, das Gras raschelte und Reiher standen auf einem Bein. Vielleicht war es auch nur, weil sich hier nicht so viel verändert hatte.

An der Straße waren die meisten Häuser immer noch ohne Dach. Die Ruinen bedrückten Elsa. Der Anblick und vor allem der Geruch. Ein Geruch, der ihr zuraunte, wie gut sie es hatte. Ein Zuhause zu haben. Eine Familie. Sie blieb an der Straße, einzig weil es am Fluss heute zu schlammig wäre und die Mutter den Schmutz an den Stiefeln sehen würde.

Während sie über die Pützen sprang, den tiefen Löchern auswich, mit dem wippenden Ranzen auf dem Rücken, den sie von Maria übernommen hatte, sah sie den Hund. Er hockte in einer Fensteröffnung. Fast noch ein Welp. Elsa blieb stehen und sprach ihn an.

Er musste sich vor dem Regen in das Haus geflüchtet haben, sein Fell klebte nass an seinem Körper. Als er das Mädchen bemerkte, leuchteten seine Augen wie Bernstein.

Elsa hielt ihm eine Hand unter die Schnauze und er schnupperte, biss vorsichtig in ihren Ärmel und gab leise freudige Laute von sich. Elsa, die für jede Zuneigung dankbar war, lachte.

Aus dem Haus stank es nach Schutt und Urin.

»Hast dir keine schöne Unterkunft ausgesucht.« Elsa zog ihm Spinnfäden aus dem Fell. Sie blinzelte ins Dunkle, ob da jemand wäre, konnte aber nur Dreck und Steine und ein zerbrochenes Waschbecken erkennen. Sie hatte Angst vor den Schutthäusern, obwohl sie wusste, dass man alles durchsucht hatte. Aber sicher sein konnte man nie.

So gerne hätte sie einen Hund gehabt. Schrecklich gerne. Nur ihre Mutter. Die wollte Ordnung haben und Sauberkeit. »Tiere gehören in den Stall«, sagte sie. Sicher wartete ihre Mutter schon auf sie. Elsa kraulte den Hund hinter den Ohren. »Mach's gut, Kleiner!« Sie strich sich ein paar Hundehaare vom Ärmel und machte sich wieder auf den Weg. Aber als sie sich nach ein paar Metern umdrehte, sah sie, dass der Hund aus dem Fenster gesprungen war und ihr folgte. Vielleicht hatte er zufällig denselben Weg wie sie. Er lief neben ihr her, sprang an ihren Beinen hoch, kläffte. Er war noch so jung, so fröhlich und unbeschwert und übermütig. Genau wie Elsa. Wie sie gewesen war, vor den Luftangriffen und den Bunkernächten.

Das Backsteinhaus mit der eingemeißelten »1895« über der Tür war wie durch ein Wunder unversehrt geblieben. Nur eine einzige Scheibe hatten sie flicken müssen. »Du musst jetzt gehen«, sagte sie, und der Hund wedelte mit dem Schwanz. Sie zögerte an der Tür, vielleicht könnte sie ihn doch mitnehmen, lieber nicht, drückte die Klinke und trat ins Haus. »Mama, ein Hund ist mir gefolgt, den ganzen Weg!« »Wasch dir die Hände und setz dich!« Elsa zog den Ranzen von den Schultern, zwängte sich aus der Strickjacke und wusch sich die Hände am Spülbecken. »Willst du ihn nicht sehen? Vielleicht ist er noch auf der Straße.« »Setz dich!« Elsa nahm den Löffel und tunkte ihn beherzt in die Graupensuppe. Sie schüttelte sich innerlich. Natürlich hatte es schon Schlimmeres gegeben und wenigstens mussten sie keine Tulpenzwiebeln essen wie die Holländer. Wie Wilma Koslowski, vielleicht. Manchmal war sie

mit dem Vater mit dem Zug aufs Land gefahren. Sie hatten Großmutter's Tischdecken und die Silberlöffel angeboten, aber oft hatte man sie auch weggejagt, vor allem später, als sie kaum noch etwas anzubieten hatten. Dann müssten sie sich eben selbst bedienen, hatte ihr Vater gemeint, das wäre nur recht, und er pflückte Lauch und grub Kartoffeln aus und sie versteckte es in der Unterhose. Die Bauern schossen hinter ihnen her, aber ihr Vater lachte, als wäre das alles ein großer Spaß, und sie hatte mitgelacht, um ihn nicht zu enttäuschen.

»Weißt du, Mama, er hat einen weißen Flecken neben der Schnauze. Ungefähr hier.« Elsa malte mit dem Zeigefinger einen Kreis auf ihre Wange.

Die Mutter schaute nicht auf.

Bevor sie mit den Hausaufgaben anfing, öffnete Elsa vorsichtig die Haustür. Da saß er, auf den Stufen, stieß ein glückliches Heulen aus und sprang an ihr hoch.

Die Mutter war im Viertel bekannt, weil sie half, wenn jemand in Not war. Dieser Hund war ganz eindeutig in Not, fand Elsa, mager und struppig, wie er war. Viel deutlicher als die Frauen, denen die Mutter das schwarze Gebräu vorsetzte, nach dem manchmal das ganze Haus stank. Elsa wurde von dem Geruch übel, und auch die Frauen würgten schon beim ersten Schluck. Früher hatte sie sich oft gefragt, warum sie nicht Kamillentee tranken, von dem sie immer einen Vorrat im Küchenschrank hatten. Bis sie es begriffen hatte.

Elsa nahm den Hund auf den Arm und zeigte ihn der Mutter.

»Er ist schmutzig und er stinkt.«

»Ich kann ihn baden.«

»Tiere gehören in den Stall. Setz ihn vor die Tür, er wird schon weggehen!«

»Ich will ihn behalten«, sagte sie, selbst überrascht von der Heftigkeit in ihrer Stimme. Einen Augenblick erwartete Elsa, die Mutter würde sie schlagen, aber sie seufzte nur und machte eine Bewegung mit der Hand, die ein »Lass mich in Ruhe« bedeuteten mochte oder ein »Mach, was du willst«.

Ungeduldig wartete Elsa, dass Maria von der Arbeit käme. Beim Baden hatte sie festgestellt, dass der Hund ein Mädchen war, und jetzt sah Nelly ganz passabel aus, auch wenn man pingelig wie die Mutter war.

»In welchem Loch hast du den denn gefunden?«

Neben Maria fühlte sich Elsa immer unbeholfen wie ein kleines Kind. Das lag nicht nur an dem großen Altersunterschied. Maria sah einfach aus wie die Mutter. Beide hatten sie runde, dunkle Gesichter und schwere Augenlider, unter denen die Augen kaum zu sehen waren, und ihre Körper waren trotz allem immer noch rundlich, mit weicher Haut. Ein bisschen ähnelten sie den Figuren im Taufbecken von Sankt Johannes, fand Elsa. Sie schienen sich nie zu fragen, warum sie auf der Welt waren. Elsa dagegen kam mehr auf den Vater, mit zappeligen, viel zu langen Armen und Beinen und spitzen Knochen.

Maria sah man an, dass sie vernünftig war und zupacken konnte, und als sie nach dem Krieg zu alt war, um mit der Schule weiterzumachen, rissen sich die Geschäftsleute im Viertel um sie. Jetzt lernte sie im besten Schneidergeschäft, wo man ihr sogar die Leinenstoffe und Spitzen anvertraute. Außerdem hatte Maria einen Verehrer, der sie sonntags mit dem Pferdewagen abholte. Wilhelm. Elsa konnte ihn nicht ausstehen und auch Maria mochte ihn nicht besonders, aber die Mutter fand, er wäre keine schlechte Partie. Er war von der Westfront zurückgekommen und war jetzt Holzhändler, wie alle in seiner Familie. Sie hatten einen Gutshof mit viel Land. Ob sich jemals etwas Besseres für Maria finden ließe?

»Ist gut, wenn du einen Hund hast«, sagte Maria. »Ich bin ja jetzt nicht mehr oft hier.«

Kurz darauf kam der Vater nach Hause. Er trug eine grüne Bodenvase und bemerkte Nelly erst nicht.

Die Mutter machte ein säuerliches Gesicht. »Was sich die Leute bloß denken.«

»Sie hatten nichts anderes«, sagte der Vater. »Ich meine, das war das einzige von Wert.«

»Du solltest dir das Geld im Voraus geben lassen.«

Der Vater platzierte die Vase unter dem Fenster und zog die Stiefel aus. »Du weißt doch, wie das ist.«

Elsa wusste, was die Mutter dachte. Dass der Vater zu gutmütig war. Dass er sich von den Leuten übers Ohr hauen ließ. Aber wenigstens freute er sich über den Hund, tätschelte ihn und hieß ihn in der Familie willkommen.

»Ein Esser mehr«, sagte die Mutter. »Aber wir haben jetzt eine Bodenvase.«

Die nächsten Tage bummelte Elsa nicht mehr auf dem Nachhauseweg. Zuerst fürchtete sie, jemand würde den Hund vermissen und ihn holen, aber als sich niemand meldete, war klar, dass Nelly einer von denen war, die keiner wollte. Ein bisschen so wie Elsa. Sie hatte da mal etwas gehört, von ihrem Versteck hinter dem Herd aus. Dass die Mutter meinte, ein Kind wäre genug in diesen Zeiten. Dass sie es immer rechtzeitig gemerkt hätte, nur Elsa, die hätte sich nicht wegmachen lassen. Weder mit Tee noch mit Badewasser und nicht mit Nadeln. Elsa war also wie Nelly. Zufällig ins Haus gekommen und die anderen hatten ein Auge zugeedrückt. Hatten sie behalten, weil sich das so gehörte, mit Kindern und mit Welpen. Und Nelly machte sich gut. Das Fell begann zu glänzen und sie war schon ein bisschen gewachsen. Nelly

und Elsa. Elsa und Nelly. Die beiden waren unzertrennlich.

Bis zu dem Montag im Oktober, als Elsa aus der Schule kam und Nelly nicht bellte.

»Du hast sie weggeschickt!«, weinte sie.

»Geh mir doch weg!«, sagte die Mutter. Sie trug den weißen Kittel mit den großen, aufgenähten Taschen und beugte sich über den Herd. Ihr Rücken war sehr rund.

»Warum hast du das getan? Warum?«

»Geh mir doch weg!«, sagte die Mutter.

»Du musst es mir sagen!«

Die Mutter pustete, schob die Hände in die Kitteltaschen und drehte sich um. »Du weißt doch, Tiere gehören in den Stall und nicht ins Haus.«

»Nelly hat es gefallen, hier im Haus!«

»Hör zu, Wilhelm hat ihn genommen. Er ist nett, das weißt du doch, und sie haben mehr Platz als wir, da fühlt sich Nelly wohl.«

Elsa ging aus der Küche, sie wollte vor der Mutter nicht weinen. Die Mutter weinte nie. Noch während die Bomben fielen hatte sie Reis gekocht, die Mädchen in den Bunker vorgeschickt und anschließend alle mit Reis versorgt, die halbe Straße, und wenn es krachte und jemand aufschrie oder auch nur jammerte, hatte sie keine Miene verzogen.

Am nächsten Tag beschloss Elsa, den Weg am Fluss zu nehmen. Sie wollte nicht an den leeren Häusern vorbeigehen. Und außerdem fühlte sie sich jetzt nicht mehr an ihr Versprechen gebunden.

Nelly würde es nicht gut bei Wilhelm haben. Sie kannte seine Eltern nicht, aber wenn sie waren wie er, waren sie laut und unverschämt. Leute, die gewohnt waren, sich alles zu erlauben. Am Anfang hatte Maria ihm einen

Korb gegeben. Behauptet, sie wäre schon verabredet, aber Wilhelm war trotzdem gekommen. »Ich weiß, wo du wohnst, und ich weiß, dass du keine Verabredung hast.« So hatte es Maria wiedergegeben. »Er weiß sogar, dass ich nie ausgehe, ist das nicht unheimlich?«

Am schlimmsten war Wilhelms durchdringender, spöttischer Blick. Elsa schämte sich vor ihm, ohne zu wissen wofür. Amerikanisch sah er aus, mit seinem ausgeprägten Kinn und den glattgekämmten Haaren, wie einer dieser Schauspieler, und er hätte ganz andere Mädchen haben können. Es musste so etwas wie Jagdinstinkt sein, dass er nicht mehr von Maria abließ.

Elsa stapfte durch die Wiesen. Wasserratten kreuzten manchmal ihren Weg, aber heute lagen nur Schnecken herum. Der Fluss hatte keine starke Strömung. Entlang der Stadt hatte man ihn begradigt, im Osten und Westen mäanderte er gemütlich zwischen den Auen. Im letzten Sommer hatte Elsa mit Charlotte hier gebadet und sie waren auf die handgroßen ovalen Flussmuscheln getreten, die in der Sonne grüngolden glänzten.

Und plötzlich hörte sie das Hundewimmern. Es kam vom Fluss. Elsa ging ein Stück ans Ufer und dort, auf einer der Sandbänke, saß Nelly. Pitschnass. Frierend.

Sie zog ihre Stiefel aus, die Strümpfe, hob ihren Rock über die Knie und watete durch den Schlamm. Es war nicht tief und die Strömung harmlos, bloß das Wasser schrecklich kalt. Der Hund sprang ihr in die Arme, überglücklich, beide.

»Nelly ist wieder da!«

Die Mutter sah überrascht vom Tisch auf.

»Sie ist den ganzen Weg zurückgelaufen, sie wollte bei uns bleiben!«

»So?« Die Mutter betrachtete das Fell des Hundes.

»Ich weiß schon, sie riecht nach Fluss, aber ich werde sie baden.«

Die Mutter sagte nichts, und keine drei Tage später war Nelly wieder fort.

Elsa suchte sie überall. Vor allem am Fluss, aber auch in den leeren Häusern.

»Es hat keinen Zweck«, sagte ihre Mutter. »Diesmal passen Wilhelms Eltern besser auf sie auf.«

»Sie können sie einsperren oder anketten, sie wird wiederkommen. Sie fühlt sich bei Wilhelm nicht wohl. Niemand würde sich da wohlfühlen, bei dem.«

Ihre Mutter legte die Stirn in Falten. »Sag das bloß nicht vor Maria, ja? Er ist gut zu ihr, und er wird sie bald heiraten.«

Wilhelm saß im Wohnzimmer und wartete auf Maria, die sich zum Samstagabend Tanz herausputzte. Die Mutter war in der Küche mit der Vorbereitung für den Sonntag beschäftigt, Elsa hatte ihr mit dem Gemüse geholfen. Jetzt stahl sie sich hinaus und lugte durch die Tür.

»Na, wen haben wir denn da?«, rief Wilhelm ihr spöttisch zu.

Am liebsten wäre Elsa in die Küche zurückgegangen, aber sie wollte nicht feige sein.

»Willst du mir nicht die Hand geben?«

Es war albern, vor ihm Angst zu haben, und sie streckte ihm die Finger entgegen.

»Und jetzt sagst du meinen Namen.«

Elsa biss sich auf die Lippe.

»Du sagst meinen Namen und siehst mich an.«

Sie war in der Falle. Sie zappelte, trat von einem Fuß auf den anderen, aber er ließ ihre Hand nicht los. Warum brauchte Maria so lange? Sie wollte seinen Namen nicht sagen, und sie wollte ihn auch nicht ansehen.

»Du willst bestimmt wissen, wie es deinem Hund geht.«
Jetzt hob Elsa den Kopf.
»Na geht doch!«, lachte Wilhelm auf und hielt ihre Hand fest umschlossen. Und dann senkte er die Stimme.
»Beim ersten Mal hab ich vergessen, Steine in den Sack zu tun«, begann er. »Verstehst du, ohne Steine treibt der Sack oben, und er geht auch leichter auf.« Er pustete ihr ins Gesicht und lachte. »Beim zweiten Mal war ich schlauer. Steine rein, den Sack gut zugeknotet, und dann: Glück, gluck, gluck.«

Maria kam ins Zimmer und präsentierte ihr neues Tanzkleid, gelb, mit blauem Gürtel. Sie hatte es in der Nacht erst fertig genäht, es war wunderschön und perfekt, dachte Elsa, perfekt wie Maria selbst. Ihr war schwindlig, sie wollte sich hinlegen, aber nicht, bevor sie die Hände gewaschen hatte. Sie hielt sie in das kalte Wasser und sah zu, wie sie blau wurden. Die ganze Zeit fragte sie sich, ob sie jemals wieder an den Fluss gehen könnte.

(2015)

Popelfresser

Jahrelang habe ich nicht mehr an Gabriele Schulz gedacht. Erst als ich Anja Mersmann im Fahrradgeschäft traf und wir die Mitschüler aus der 4. Klasse durchgingen - *Hast du mal was von der Britta gehört? Weißt du, was aus Roland geworden ist?* - fiel sie mir wieder ein, aber ich erwähnte sie nicht und hoffte, auch Anja würde Gabriele Schulz auslassen. Was sie Gott sei Dank tat. Obwohl ich glaube, sie übergang Gabriele, weil sie sich nicht an sie erinnerte. Denn Gabriele Schulz war alles andere als ein Mädchen, das im Gedächtnis blieb, eigentlich.

Ich war in der Vierten neu dazugekommen. Die Firma, bei der mein Vater arbeitete, expandierte Mitte der siebziger Jahre, und wir verließen Braunschweig und zogen ins Ruhrgebiet, weil sie meinem Vater dort eine bessere Stelle versprochen hatten. Ich war alles andere als begeistert, meine Freunde zurücklassen zu müssen. Vage ahnte ich, dass die Briefwechsel nach kürzester Zeit einschlafen würden. Mir war klar, ich müsste mir neue Freunde suchen.

Nun sind die Leute im Ruhrgebiet ja an Zugezogene gewöhnt, und in meiner Klasse gab es zwei Mädchen aus Jugoslawien, eins aus Ägypten, vier Kinder aus der Türkei, einen Jungen aus Ostfriesland und mehrere Kinder mit komischen Dialekten, die Stein und Bein schworen, keine Fremden zu sein. Außerdem kam ab und zu ein Zirkus in den Ort und sie schickten ihre Kinder für ein paar Tage in unsere Schule. Ich war also nicht so außergewöhnlich, wie ich gedacht hatte.

An meinem ersten Schultag trug ich eine blaugeblümete Kombination aus Rock und Weste, die meine Mitschülerinnen so beeindruckte, dass mir gleich mehrere Mädchen Platz neben sich anboten. Außerdem rief noch am selben Tag die Mutter von Silke Heuburger an und erkundigte sich nach dem Schnittmuster, und tatsächlich tauchte Silke ein, zwei Wochen später im gleichen Weste-Rock-Outfit auf, nur rotgemustert. Frau Reichmüller, die aussah wie Agneta von Abba, setzte mich neben Anja Mersmann in die vorletzte Reihe. Der Platz gefiel mir. Nur die türkischen Kinder saßen hinter mir, ansonsten hatte ich alle im Blick und konnte jeden ausgiebig mustern, ohne dass es auffiel.

Ich war in einem Alter, in dem ich einen guten Eindruck machen wollte, ohne zu wissen, dass man dafür zuerst eine Auswahl treffen muss. Dass man wissen muss, wen

man beeindrucken möchte. Aber davon hatte ich wie gesagt keine Ahnung, und so überließ ich Anja großzügig ein paar Zentimeter von meiner Tischhälfte, schob den Drillingen meine Matheaufgaben zum Abschreiben rüber, lieh den Türken meine Buntstifte und fand auch nichts dabei, mich von Begüms hennagefärbten Händen anfassen zu lassen. Ich ahnte nicht, dass meine Buntstifte jetzt vergiftet waren und ich aussätzig wurde.

In der ersten Woche waren Jasmin und Tamara auf mich zugekommen, die beiden hübschesten Mädchen der Klasse, und hatten mich eingeladen, ihrem Sportclub beizutreten. Ohne Zögern unterschrieb ich den Aufnahmeantrag. Eine Mark wäre die monatliche Clubgebühr, sagten sie, und von dem Geld wollten sie Turngeräte anschaffen. Da kamen mir Bedenken und ich fragte meinen Vater. Der meinte, bei Geld höre die Freundschaft auf. Also zog ich meine Mitgliedschaft zurück, worauf mich Jasmin und Tamara von da an ignorierten.

Wahrscheinlich fiel mir Gabriele Schulz auf, weil ich meine neuen Mitschüler so gut beobachtete. Keiner der anderen bemerkte sie. Wobei ich mir bis heute nicht erklären kann, woran es lag. Sie war weder groß noch klein, nicht dick, nicht dünn, und ihre blonden Haare waren kurz geschnitten, aber nicht so kurz, dass man sie für einen Jungen halten konnte wie etwa Heike Bremer. Ihre Haut war blass im späten August, während fast alle vom Freibad braungebrannt waren, aber das konnte es nicht sein. Sie saß still in ihrer Reihe, schaukelte nicht mit dem Stuhl, tuschelte nicht mit den Nachbarn. Sie zeigte nie auf, und ich kann mich auch nicht erinnern, dass Frau Reichmüller sie jemals drannahm. Gabriele Schulz schien einfach nicht zu existieren. Nicht im Unterricht und nicht in der Pause. Sie war nicht beim Gummist, nicht beim Jungs- oder Weiberfangen, und nur, weil ich nach ihr suchte, entdeckte ich sie auf den Stufen

vor den Toilettenräumen. Sie saß da und starrte mit ihren wasserblauen Augen ins Leere.

Sie ging nicht mit anderen Kindern zur Schule, nur mit ihrem kleinen Bruder, der mittags auf sie wartete. Obwohl er in der ersten Klasse war und meistens ein oder zwei Stunden früher Schluss hatte als wir. Er war sommersprossig und trug abgeschnittene Hosen, aus denen seine Beine knochig herausstachen, und ich nahm an, sie hatte ihren Eltern versprochen, auf ihn aufzupassen. Neben ihm wirkte sie wie eine Mama.

Gabriele fiel bald auf, dass ich sie beobachtete. Scheu lächelte sie mir zu, eines Morgens, als sie an mir vorbei in den Klassenraum ging. Ich hatte inzwischen eine Reihe Freundinnen, aber nur oberflächlich. Die Zwillinge waren nett, solange ich ihnen meine Aufgaben gab. Begüm trug mich Huckepack über den Schulhof und ließ mich fallen, wenn ich ihr zu schwer wurde. Einer der türkischen Jungen versprach, mich zu heiraten, zog aber in den Herbstferien nach Anatolien.

Für die Mädchen, die beim Weiberfangen gejagt wurden oder zusammen Gummitwist spielten, war ich bisher nicht interessant genug gewesen, ich wartete noch darauf, dass sich das änderte, genauso wie ich wartete, dass mich endlich jemand zum Geburtstag einlud.

Gabriele Schulz lächelte scheu, wann immer sie meinen Blick bemerkte, und ich begann zurückzulächeln.

Beiläufig fragte ich die Zwillinge, ob sie etwas über Gabriele wüssten.

»Wen meinst du?«, fragten sie, und dann: »Ach die.«
Pause. »Die wohnt im Westen.«

»Ja, und?«

»Nichts und.«

Ich fragte Anja, aber die machte ein so gelangweiltes Gesicht, dass ich schnell ein »is egal« nachschob.

Und dann kam, was kommen musste. Gabriele lud mich zu sich nach Hause ein. Mit ihrer leisen Stimme, kaum wahrnehmbar, sodass ich mich vorbeugte und nachfragte. Sie verzog den Mund zu einer weinerlichen Grimasse und mir war klar, sie hatte eine solche Einladung noch nicht oft ausgesprochen.

Wie hätte ich es ablehnen können?

Vielleicht war ich auch neugierig, wie sie lebte. Fühlte ich mich geschmeichelt? Ich weiß nicht. Ich erinnere mich nur, dass sich bald, nachdem ich zugesagt hatte, Unbehagen einstellte. Es musste doch einen Grund haben, dass jeder sie mied.

In den nächsten Tagen redete ich mich heraus. Nein, diesen Nachmittag könnte ich nicht. Morgen müsste ich zum Zahnarzt. Übermorgen käme meine Oma, da ginge es auch nicht. Usw. Jedes Mal, wenn ich sie abgewimmelt hatte, fühlte ich mich erleichtert und hatte ein schlechtes Gewissen. Außerdem wollte ich nicht, dass meine Mutter von dieser Verabredung erführe. Gabriele Schulz war eben kein Mädchen, mit dem man sich verabredete. Trotzdem war mir klar, ich könnte mich nicht ewig drücken.

Unerwartet ergab sich dann eine Gelegenheit. Beim Frühstück sagte meine Mutter, heute dürfte ich meinen Schlüssel nicht vergessen, sie hätte einen Termin in der Stadt und käme erst später zurück.

Gabriele saß wie immer allein auf den Stufen vor den Toilettenräumen. Unauffällig, wie ich hoffte, raunte ich ihr zu, ich hätte heute ein bisschen Zeit, um nach der letzten Stunde mit zu ihr zu gehen. Das kam sehr plötzlich, aber sie war begeistert.

Als es klingelte, packte ich meine Sachen ein. Die Stifte ins Etui. Das Etui in den Tornister. Die Bücher. Die Hefte. Ich sortierte alles einmal um, öffnete sogar noch

einmal das Etui und kontrollierte die Buntstifte. Ich wollte sicher sein, dass Anja und die Zwillinge und Tamara und Jasmin und all die anderen nichts mitbekamen. Dass ich mit Gabriele Schulz nach Hause ging. Um Gottes Willen.

Sie wartete geduldig vor dem Klassenraum, zusammen mit ihrem Bruder.

»Du hast doch nichts dagegen, dass er dabei ist?«, fragte sie.

Ich zuckte nur mit den Achseln.

Schweigend spazierten wir durch das Schultor, bogen anstatt rechts, wie ich immer ging, nach links ab, und nahmen den Weg durch die Neue-Heimat-Siedlung. Hier wohnten die türkischen Kinder, auch die jugoslawischen, aber ich kannte die Straßen nicht. Die Häuser waren graue Kästen mit Flachdächern. Neben den Eingängen standen Stühle, hinter den Häusern hingen Leinen voll mit Wäsche. Frauen mit Kopftüchern schauten aus den Fenstern.

Die Siedlung endete an der Hauptstraße. Wir überquerten die Straße an der Ampel und gingen ein Stück entlang der Häuser mit Erkern und Vorbauten. Die meisten waren grün gestrichen. Kaugummi- und Zigarettenautomaten waren an den Wänden. Sie hatten etwas Mahnendes, so als wäre es besser, sich hier noch einmal mit Proviant zu versorgen.

Wir bogen in eine der Straßen mit Kopfsteinpflaster. Ich hatte nicht gewusst, dass es solche Straßen noch gab. Auf den Fußwegen wuchsen Bäume mit Rinden voll Moos, die Wurzeln sprengten das Pflaster und Steine kullerten herum, während wir still nebeneinander gingen. Manchmal lief der kleine Bruder voraus und ich merkte, wie Gabriele unruhig wurde, aber immer wartete er an der nächsten Biegung oder Häuserecke auf uns.

Am Ende der Straße erhob sich der Bahndamm wie eine Mauer. Die dünnen Birken darauf schüttelten sich im

Wind. Gabriele und ihr Bruder stapften geradewegs darauf zu, während ich zögerte und nach einer Ausrede suchte. Ich könnte sagen, es wäre viel später geworden und ich müsste umkehren, aber das kam mir feige vor. Wir gingen durch den Tunnel, der wie eine Abwasserrohre aussah. Es stank nach Kotze und zersplitterte Glasflaschen lagen herum und ich verstand, warum sie ihren Bruder begleiten musste.

Hinter der Bahn war die Stadt praktisch zu Ende. Der Bürgersteig hatte aufgehört, Maisfelder flankierten die schmale Straße, das Industriegebiet war noch nicht in Planung. Aus dem Straßengraben ragte Müll. Plastiktüten, Autositze, sogar ein Kühlschrank. Gabriele und ihr Bruder gingen unbeirrt voran.

Ein Wäldchen zeichnete sich am Horizont ab, davor ein Haus. *Da sind wir schon*. Ich kam mir sehr blöd vor. In die Falle getappt. Warum hatte sie nicht gesagt, dass es so weit war? Was fiel der blöden Kuh eigentlich ein, mich so weit aus der Stadt zu locken?

Das Haus hatte vielleicht einmal zu einem Bauernhof gehört. Es hatte rote Klinkersteine, kleine Fenster und einen Balkon mit weißen Plastikbrettern. Neben der Tür hing ein Tonschild: *Hier heißen alle Schulz*. Vielleicht war es aber auch: *Wir heißen alle Schulz*. Ich hätte gern gewusst, wer alles dazu zählte, traute mich aber nicht zu fragen.

In der Küche stand die Mutter vor dem Herd, darauf ein Topf Suppe. Es roch nach Kohl, aber außerdem auch muffig und sauer. Eine alte Frau saß am Tisch und musterte mich durch spiegelnde Brillengläser. Sie erinnerte mich an eine Eule aus einem meiner Kinderbücher. Gabrieles Bruder schnappte sich einen Teller und löffelte drauflos, Gabriele tigerte um den Tisch, ich stand unschlüssig bei der Tür. Als die Mutter mir mit der Kelle zuwinkte, schüttelte ich den Kopf, worauf Gabriele

ebenfalls ablehnte und mich durch die Diele zog, wo die breitgeschwungene Holzterappe wie in einem Fiebertraum unter der Decke endete. Sie war voll mit Schuhen und Gummistiefeln.

Gabriele teilte sich das Kinderzimmer mit ihrem Bruder. Ein bisschen war ich überrascht, dass es so normal aussah. Ein Etagenbett aus Metall, Tierposter aus der Apotheke an den Wänden, ein Kassettenrekorder und Kuschtiere im Regal. Nicht viel anders als bei mir.

»Willst du was spielen?«, fragte Gabriele und öffnete die Schubladen der Kommode.

Wahrscheinlich hatte sie mehr Spielzeug als ich, sogar neuere und schönere Sachen, aber ich wollte nichts davon anfassen, und ich setzte mich auch gar nicht erst.

»Wir könnten Kassetten hören«, schlug Gabriele vor.

»Ich würde lieber rausgehen.«

Gabriele war einverstanden. »Stell deinen Tornister doch da hin!«, sagte sie, aber ich wollte ihn lieber nicht vom Rücken nehmen.

Die alte Frau sah uns nach, als wir zur Tür rausschlüpfen, und dann drehte sie sich um und starrte zu uns raus durch das Fenster. In ihren Brillengläsern zuckte das Sonnenlicht. Ich hatte das Gefühl, als hätte sie mich durchschaut.

Wir liefen ums Haus herum. Gabriele zeigte mir, dass man unter den Balkon kriechen konnte. Darunter wäre ihr Lieblingsplatz, aber ich rührte mich nicht von der Stelle, ich wollte nicht im Halbdunklen neben ihr kauern.

Gabriele schien meine Abwehr nicht zu bemerken. Sie war verändert, seit ich bei ihr Zuhause war. Nicht mehr so blass, ihre Stimme nicht mehr so leise, Geschichten sprudelten aus ihr heraus. Während ich kaum ein Wort sagte und nur überlegte, wie ich mich aus dem Staub machen könnte.

»Soll ich dir ein Geheimnis verraten?« Ihre Augen blitzten.

»Hm.« Ich war mir nicht sicher, ob ich es hören wollte. Sie kam nah an mich heran. »Mein Bruder ist ein Popelfresser«, sagte sie ernst, dann quiekte sie auf und schüttelte sich. *Igitifui*.

Ehrlich gesagt hatte ich bis dahin geglaubt, es wäre normal, ab und zu einen Popel zu essen. Dass es jeder hin und wieder täte. Nun war ich gezwungen, mich genauso zu schütteln wie sie. »Oh Mann, ist das eklig«, stieß ich hervor, und Gabriele hielt sich die Hand vor den Hals und tat so, als müsste sie sich übergeben. »ÖÖhhhh«, röchelte sie und lachte.

»Ich muss jetzt übrigens gehen«, sagte ich, drehte mich um und machte mich davon, ohne abzuwarten, ob sie etwas sagte.

Ich rannte nach Hause und natürlich kam mir der Weg unendlich vor. Selbst heute, wo sich das Industriegebiet ausbreitet, es richtige Straßen, Fahrradwege und Kreisverkehre hier gibt und der Tunnel kein bisschen mehr nach Abwasserrohr aussieht, ist es noch ganz schön weit bis zur Siedlung und zur Schule. Jahre später habe ich mal nach dem Haus gesucht. Es ist weg, wie das Wäldchen.

Auf meinem Nachhauseweg war ich mir sicher, dass es mir jeder ansehen würde. Dass ich ein Betrüger war. Ein Popelfresser und ein Betrüger.

Meine Mutter war noch nicht aus der Stadt zurück, so brauchte ich ihr nichts zu erzählen. Keiner aus der Schule hatte etwas mitbekommen und würde jemals davon erfahren, denn von nun an beachtete ich Gabriele Schulz nicht mehr. Von nun an machte ich es wie die anderen. Sie war Luft für mich.

(2014)

Amerika, Amerika

A poem every day
will keep the wolf away ...

Kolumbus

»Am Morgen dieses Tages verließ ich den Hafen von La Gomera und ging unter Segel, um meine Überfahrt zu beginnen...« (Kolumbus)

An die Dunkelheit gewöhnte ich mich schnell, die Enge allerdings nahm mir den Atem. Sie vernagelten den Deckel und die Hammerschläge platzten an mein Ohr wie Pistolenschüsse, durchzuckten mich.

Endlich war es still. Durch das schwere Eichenholz drangen weder die Schreie der Möwen noch das Gelächter der Matrosen. Als das Schaukeln zunahm, begann ich mich zu entspannen.

»Amerika«, dachte ich, »Amerika«.

(2002)

Fädensammler/ Collector of yarns

Tau perlt in den
Kelchen des Fingerhuts
auf dem Feld
landet der Morgen
ein Schmetterling unter grünem Filz
erwarten Spinnen den Harnisch
sticheln
Stecknadelbeine
in der Dämmerung

einer nach dem anderen
tritt vor, überreicht
seine Spule Goldhaar das ich
im Mondlicht kämme
mein Nachtkleid zu weben.

(2012)

Maineland (aus dem amerikanischen Zyklus)

Das Ein und Aus der Coast Road. Das Meer
bis an die Enden gekrochen. Ein Pendel, das uns
step by step hinterrücks auszählt.

Once we started
hörten wir nicht mehr auf uns
Bittersalze unter die Haut zu
reiben *wasted land* soweit die Geier
munkelten unten am Ufer kehrte
morgens und abends Kaltzeit ein.
An manchen Tagen folgte sie uns
ins Haus.

Perhaps she'll die -
Dieser Tumoreruch von verwitterten
Truthähnen, Denim durchkreuzende
Moskitos und Pastor Rockys Bibel
Zitate - hinterfotzig lungern die
Kojoten in den Kurven. *Stop or go* –
was macht das schon? Once you
swallowed the fly gibt es keine
Escape Tür.

desperate destination
In der Fangschneise der Interstate

lockt Motel *Number 6* mit frisch
desinfizierter Kaskade Krustentiere
aller Art Gestrandete spannen ihre
salzigen Gehäuse zum Trocknen.
Fifty stars überm King Size
chiffrieren jeden Fiebertraum.

Tief in den Fjord gegraben
feierten wir die Felsenfeste
wie sie fielen zwischen Eiszeit-
Brocken und Flechten ritzen
Silberpappeln ihre Schraffuren
ins Fenster legten Schlingen
um unser Versteck.

In jener Cabin am Fluss
waren wir Eschen
auf der Suche nach Fisch und
me & you and
a dog named Daisy am Lagerfeuer
aßen wir Schatten, tranken
Eisen im Schlaf.

Frühmorgens
umstellten Truthähne das Haus
filigrane Metall Detektoren
bereit, die wilden Iriden
zu empfangen.

Ein Jahr zu früh
waren die Trauerbienen gekommen.

Ahnungslos schlug ich
Hühnerknochen in Zeitungspapier
warf sie über Brüstungen
in Gräben zu den

rostenden Munitionen
vergangener Generationen und
fütterte damit Gespenster.
Jay Walking für Fortgeschrittene
heißt die Spuren im Eis
zu löschen Erdgeschichte
rückwärtslesen und doch
here is no water only rocks
Sommer wie Libellen
in den Adern honigwarmes
Treibholz und die Vorstellung
ins Meer zu tragen ...

(2019)

Auszug aus »Dunkle Wolken«. Maine-Thriller

Aufgegebene Tankstellen flankierten die Straße. Pelztiere, die nicht mehr zu identifizieren waren. Kirchen mit Plakatwänden, darauf Sprüche wie »Gott vergibt alle deine Sünden«. Das »Twilite-Motel« mit seinem fußballfeldgroßen Parkplatz, auf dem kein einziges Auto stand. Das alles trug nicht dazu bei, jemandem wie Paula Jenkins Hoffnung zu machen.

Wälder. Ab und zu Blaubeerfelder, die sich bis zu den Hügeln ausdehnten und rot in der Herbstsonne leuchteten. Dazwischen eingestreut weiße Felsen wie Knochen. Höfe, auf denen sie die Segelboote für den Winter einlagerten. Endzeitstimmung. End of the season, schwächte Paula ab.

Zum wievielten Mal hatte sie jetzt einen neuen Sender eingestellt? Sie suchte nach einem Song, den sie mitsingen konnte, aber alles, was sie fand, war das schnelle, moderne Zeugs, das sie wie nochmal nannten? Hip-Hop? House? Trance? Ansonsten gab es Kirchenrock.

Dazwischen Werbeunterbrechungen und Sturmwarnungen. Die Stimmen der Sprecher überschlugen sich fast. Wer nicht dringend vor die Tür müsste, sollte im Haus bleiben. Nicht in den Wald gehen. Und unbedingt die Gartenmöbel sichern! Sie waren nun mal im Norden, an der Küste. Was sollte da Besonderes an einem Sturm sein?

Paula war früh am Morgen in Boston aufgebrochen, bei klarer Luft und Sonnenschein. Rechtzeitig genug, um bei Tageslicht anzukommen, wenn sie in keinen Stau geriet. Sie hatte bereits am Vortag gepackt, versucht, Freds Blicke zu ignorieren. Natürlich mochte es aussehen, als wollte sie nicht mehr zurückkommen, sie hatte fast den gesamten Kleiderschranksinhalt in Koffern verstaut, Berge von Strickpullovern, Schals und Mützen. In Maine musste man gewappnet sein. Und außerdem wusste sie tatsächlich nicht, wie lange sie fortbliebe.

Fred hatte auf seine Art versucht, sie von ihrer Idee abzubringen. »Paulie«, hatte er gesagt. Sonst nichts. So hatte er sie schon lange nicht mehr genannt und wirklich hatte sie einen Moment gezögert.

Es war das erste Mal, dass sie allein nach Maine aufbrach, ohne Fred, und sie hätte keine Worte gefunden zu beschreiben, wie unbehaglich sie sich fühlte. Kellmouth war ihr gemeinsamer Rückzugsort gewesen, ihr Sommer-Hideaway. Zusammen hatten sie den Ort am Moon River entdeckt. Damals, gerade verheiratet, während des Campingurlaubs im Acadia National Park. Es kam ihr vor wie in einem anderen Leben.

Wieder überschlug sich der Sprecher mit seiner Unwetterwarnung. Paula schaltete das Radio aus. Noch war vom Sturm nichts zu sehen, aber sie wusste, wie schnell das Wetter hier umschlagen konnte. Bisher hatte sie lediglich die Sommermonate im Norden verbracht.

Die letzten Jahre waren sie in Boston geblieben oder hatten Freunde am Cape oder in Duxbury besucht. Von dort konnte Fred schnell zurückkehren, wenn sie ihn im Büro brauchten. Früher hatte er es gemocht, über den Sommer zu verschwinden. Untertauchen in Maine, hatte er es genannt, und wenn Anrufe von Shawna kamen, hatte er auf die Entfernung verwiesen. »Das verstehen Sie doch, dass ich nicht deswegen aus Maine kommen kann. So leid es mir tut.«, und dabei hatte er kein bisschen bedauernd geklungen. Bis sie ihn zum Chairman gewählt hatten. Seitdem stand ihr Haus in Maine leer. Gefüllt mit glücklichen Erinnerungen. Zu viel Glück, vielleicht.

Als sie bei Bucksport den Penbobscoot überquerte, summtte das Handy auf dem Beifahrersitz. Doktor Marsden, und zwei, drei Klingeltöne lang spielte sie mit dem Gedanken, es klingeln zu lassen. Unter ihr floss der tiefblaue Strom. Ein rostzerfressener Fischkutter zuckelte flussaufwärts. Am Ende der Brücke hielt sie auf dem Seitenstreifen.

»Wie fühlen Sie sich?« Keiner konnte so gut Mitgefühl heucheln wie Doktor Marsden.

»Es geht mir gut. Ausgezeichnet.« Das »ausgezeichnet« bereute sie sofort. Zu dick aufgetragen, sodass er nachfragen würde. Richtig.

»So?« Seine Stimme nahm eine besorgte Färbung an. »Paula, Sie könnten das Wochenende da oben verbringen, schlafen aus und kommen am Dienstag in meine Praxis.«

Paula schwieg.

»Ich verstehe Ihre Entscheidung. Nur, es könnte nicht ungefährlich sein...«

Sie hörte ihm eine Weile zu. Schlafprobleme wären noch das Harmloseste. Alpträume. Schweißausbrüche und Panikattacken würden folgen. Wahrnehmungsstörungen. Bis hin zu schweren Rückfällen.

»Machen Sie sich keine Sorgen um mich. Ich habe es mir überlegt.«

»Ich hatte mit Ihrer Reaktion gerechnet«, sagte Doktor Marsden. »Gut, aber dann suchen Sie wenigstens meinen Kollegen auf. Haben Sie was zu schreiben?«

Paula kramte einen Kuli aus der Handtasche und einen zerknitterten Kassenbon.

»Doktor Rockwell. Richard Rockwell. Sie versprechen mir, dass Sie sich bei ihm melden?«

Paula notierte sich Telefonnummer und Adresse.

»Am besten, Sie rufen ihn jetzt gleich an!«

Kaum hatte Paula aufgelegt, zerknüllte sie den Zettel. Lange genug war sie süchtig gewesen nach den wöchentlichen Treffen mit Marsden. Er hatte sie durch die Wochen und Monate gebracht, ihr den Kopf über Wasser gehalten, aber damit musste Schluss sein. Sie wollte es jetzt allein schaffen.

Sie startete den Subaru und bog wieder auf die Landstraße. Inzwischen hatte sich der Himmel verdunkelt. Die weißen Wolken waren verschwunden, wie das Blau, und nur noch Grau türmte sich in Schichten übereinander. An den Straßenrändern lagerten Gartenmöbel, Ruderboote, Planschbecken. Requisiten des vergangenen Sommers. Zeugen glücklicher und unglücklicher Familiengeschichten, ausrangiert und mit Schildern versehen. »For Sale«. Manchmal auch »free«. Jeder versuchte, seinen Krempel über den Winter abzustoßen.

Paula öffnete das Fenster und warf den Zettel mit der Telefonnummer in den Wind. Und wo sie schon dabei war, sollte sie nicht auch das Prozac ...? In ihrer Tasche fand sie die Schachtel, hielt sie einen Moment in der Hand und steckte sie zurück. Im Grunde war sie so gut wie los von dem Zeug.

Hinter den Kürbisfeldern zeichneten sich die Berge am Horizont ab. Ahornbäume leuchteten flammendrot. Links das Quartier der gelben Schulbusse. Die Scheune

mit den gebrauchten Büchern. Sie näherten sich Kellmouth. Obwohl noch weit entfernt von der Fabrik, hatte sie schon den Fischgestank in der Nase.

Die ersten Häuser des Ortes. Einst prachtvolle Kapitänsvillen aus Holz, mit Veranden, Erkern und verzierten Giebeln. Inzwischen blätterte die Farbe, Balken bogen sich durch, hinter den Fenstern stapelte sich Gerümpel. Autoreifen lagerten in den Vorgärten, manche dienten kümmerlichen Gemüsepflanzen als Pflanzgefäß. Der Turm der Kirche ragte über die Dächer.

Paula fuhr über die Brücke und der Fischgeruch wurde beißend, sodass sie die Luftzufuhr unterbrach. Der Fluss stand hoch, die Felsen zeichneten sich als schwarze Schatten im dunkelgrünen Wasser ab. Vor rund hundert Jahren war der Staudamm gebrochen und eine gewaltige Flutwelle hatte sich durch den Ort gewalzt, die Brücke mitsamt umliegenden Häusern mit sich gerissen, die Werften und Lagerhallen zerstört. ...

(2018)

Lieder der Königin von Speranzella (2009)

I

Im Spanischen Viertel treiben Gärten aus Stein, unter Schneewittchenglas lodern Blumen. Kein Windhauch rührt an den Häuten, wenn sie Fliegenfutter streuen, Petrosinella Rapunzel den Korb herunterlässt. sich in den Haaren Waschpulver mit Fischobstbenzin verfängt. Die Eisengitter stehen offen dem Hund wie den Betenden. Da, der gläserne Sarg der Glühbirnumkränzten! Auf ihrem blausamtenen Kleid die Sterne Neapels funkeln.

II

Piazza Dante, die Stadt klafft auf verglüht der Mond unter weitem Himmel, vergehen Schriften wie Nachtschatten, legt Pulcinella das Buch der Zahlen als Köder aus. Ein paar Schritte, eine Biegung, die Dunkelheit - ein Tor - schnappt zu. Treppen bohren sich nach oben, unten in staubige Verstecke von Kranichen und Puebloindianern, und in der verwitterten Fotografie einer Kölner Rundfunksekretärin glaube ich, Annemarie Schwarzenbach zu erkennen.

III

Spiegelungen Täuschungen werfen ihre Anker aus, dringen tief in Knochenschichten und Katakomben, doch das verlassene Akkordeon, die Flüche und Geheimnisse der Novizen, all die Zeichen an der Wand können mir nichts anhaben. Schon eher die Phiolen mit Tränen, die Haare, Fotografien. Und diese Briefe. *Aiuto*, steht da und: *Io voglio un grande amore e un figlio*.

IV

Schwarzer Stein versiegelt die Worte, die Mauern, die Stadt mit ihren fantasierten Angsttrieben, den Masken und Insekten, und manchmal weben sie die Boote aus

Stacheldraht, ruft der Berg seine Herde nicht zurück.
Und dieses gottverdammte Blut will und will nicht flüsig werden.

V

Wo wehrt sich die Stille so laut wie hier? Im Innenhof von Santa Chiara klemmen die Knochen im Stiefel, lassen Sonnenscheiben sogar Landkarten zum Verstummen. Ein paar Ecken weiter schütteln zwei Schwestern die Laken Neapels, pressen und wringen daraus tröpfchenweise Glück. Hier könnte jeder Satz mit *Noch immer* beginnen.

VI

Am Sonntag, wenn alles betet, entkomme ich übers Meer. Das Schiff wiegt die Geflohenen in den Schlaf, andere säumen steingeworden das Ufer. Und wie verschütteter Espresso Ameisen verwirrt, gehe ich in einem anderen Land von Bord. Vom Hafen aus ist die Festung nicht zu sehen. Wachhunde schlafen entlang der Wege. Unbemerkt erobere ich Treppen und Türme, den Felsen mitsamt seinen Krypten. Die Stadt schickt mir ihre Armada nach, sie finden mich nicht, hier oben atme ich das Blau der Welt. Gelobe, jeder Muschel zu lauschen, ihre Gedichte mit beiden Händen zu schöpfen, dass kein Tropfen verloren geht von diesem Land und seinen Feuern.

VII

Das Lied von Sansevero verklebt mir die Ohren, Licht tropft in meine Augen. Der Totenkopf unter des Löwen Pranke wacht, dass keiner die Netze hebt. Blicke folgen mir in jede Windung. Zum Glück gibt es die Bücher. Sie geben Deckung, während ich auf den Steinen kauere, versuche, wenn schon nicht die Adern so die Labyrinth

zu ergründen. Das verfluchte Blut im Keller will und will nicht flüssig werden. (Es wäre ohnehin zu spät.)

VIII

Später drehe ich jede Fotografie um. All das Unglück - wonach suche ich? Carlo Carafa drückt auf seinem roten Kissen beide Augen, nur sein Mund hängt schief. Zu einer anderen Zeit ein Friedhof, das Dorf nicht weit entfernt, mit seinen erschossenen Männern und Jungen. Manchmal bleiben keine Worte.

IX

Und es will und will nicht ruhig werden, dieses störrische Blut! *Wir sind wie die Blumen*, sagt der Pfarrer, bevor der Leichenwagen sich seinen Weg durch die Gassen bahnt. Steine brennen unter den Sohlen, die Blumen lodern unter Schneewittchenglas, jede Gasse beherbergt einen dunklen Zwilling im Keller. Und hier träumen die Tauben neben den Katzen, schluck ich Zucker mit Espresso, möchte Schlüssel und Zähne vergraben.

X

Noch einmal trägt mich die Toledo zum Meer. Das alte Castello schämt sich nicht, am Abend Rosa zu tragen, und der Berg ist kein Berg, ist nicht harmlos, doch auch er hat sich rosa Kleider von der Leine genommen. Am Ende möchte ich ihnen eine Phiole reichen, stellt sie für mich in die Nische, und *noch immer* will es nicht still sein, das Blut.

Dunkelwasser

Stadt im Herbst

Ein Kriegsschiff
jagt über die Dächer
der Mietskasernen
und wir
stapfen in unseren
Tauchermonturen
auf dem Grund der
versunkenen Stadt,
bücken uns nicht
nach goldenen Ringen
wohl wissend
sie sind nicht echt.

(2009)

Wachturm

Im Tal der unberührten Fichten
zwei Veteranen
Kronzeugen von Allerseelen
die dunkelvioletten Stigmata
tief verwahrt
Buchen Eichen Soldaten
schockgefroren an der Arterie Kall
50.000 Mann und Grimm'sche Wälder
geblieben nichts als Mythen
und zwei Eichen stumme Chronisten
ließen sich Krusten drüber wachsen
Sieben Marken noch in jedem Jahr
die Körper weniger erhalten

weiß der Förster
wo der eine sich versteckt
der andere
ausgehöhlt und bleitätowiert
ist Wachturm geworden.

(2008)

Diagnose

»Sie können
keine Kinder kriegen
können keine Kinder kriegen
können keine Kinder kriegen.«

Können Katzen Kinder kriegen?
Können Kinder Katzen kriegen?
Krieger können Kreisel kritzeln.
Kreiseln kratzen Katzen Tatzen.

Sie öffnet die Wohnungstür, lässt
Badewasser ein, um sich den Satz
Vom Körper zu spülen.

(2003)

Flussmuscheln

Es ist kalt, kalt und dunkel, und dein Boot wird klein
am Horizont. Schwarze Wellen züngeln an den Planken,
graue Gischt. Ihr habt im Wasser getanzt und wir haben
nach euren Füßen geschnappt, nur aus Spaß, zack, der

kurze Moment, wenn sie unter den Rippen hervorschnellten. Beinah, beinah hätten wir es geschafft, wenn die eine getrödelt und der andere sich beeilt, ihr wäret am selben Tag geboren. Ihr solltet zusammen durch die Lippwiesen stromern, wie wir früher. Ich hätte euch gesagt, achtet auf die Muscheln, manchmal, wenn der Sommer sehr heiß, wenn das Wasser desertiert, nur ganz selten, vielleicht einmal in zehn Jahren, vielleicht einmal im Leben, achtet auf das, was im Schlamm glitzert, die Flussmuscheln bringen Glück, hätte ich euch gesagt, meinem Sohn und dir, Rebecca. Dein Boot verliert sich am Horizont, ohne Muscheln, und deine Babyaugen blinken in die Nacht.

(2000)

Kollegen wollen wir sein

Der Junge saß auf der Bank, als Tom mit dem BMW in den Hof bog. Tom hatte die Bank neben die Tür gestellt, um hier morgens seinen Kaffee zu trinken und eine zu rauchen. Seine Wohnung hatte keinen Balkon. Jetzt saß manchmal der Junge auf der Bank und Tom wusste, was das zu bedeuten hatte. Er schaute nach, ob Post im Kasten war, war auch, aber er ließ sie stecken und setzte sich zu dem Jungen.

»Hast du einen Ausflug gemacht?«

»Nur so'n bisschen rumgegurkt«, sagte Tom. »Alles klar bei dir?«

Der Junge nickte. »Alles wie immer.«

Parterre wurde das Fenster geöffnet.

»Meine Ma«, sagte der Junge. »Gibt was zu essen.«

»Halt die Ohren steif!«, sagte Tom.

Am nächsten Tag putzte Tom seine Stiefel, als der Junge mit dem Rucksack auf dem Rücken aus der Schule kam.
»Was machst du da?«, fragte der Junge.
»Ist wichtig, den Dreck gut abzumachen und das Leder zu fetten. Musst du machen.«
»Wenn ich Führerschein hab, kauf ich mir auch nen BMW.«
Tom lachte. »Musst du gut sparen.«
»Das mache ich schon«, sagte der Junge ernst. »Manchmal leihe ich Mama was, aber ich schreib mir immer auf, was sie mir schuldet.«
Tom stippte den Lappen in die Dose und rieb den Stiefel dick mit Fett ein.
»Musst immer gut auf deine Mutter aufpassen. Ich meine, sie hat ja nur dich.«
Der Junge nickte. Schweigend saßen sie eine Weile nebeneinander.
»Mein Papa ist ein Arsch«, sagte der Junge.
»Meinst du?«
»Ein richtiger Arsch.«
»Na ja, Papa sein ist nicht immer so einfach.«
»Aber du würdest doch deine Kinder nicht für 5 Euro den ganzen Tag schufteln lassen, oder?«
»Das sind ja kaum mehr als 50 Cent pro Stunde.«
»Die in meiner Klasse kriegen schon mehr für zwei Stunden Zeitungstragen.«
»Was sagt denn deine Mutter dazu?«
»Dass er halt ein Arsch ist.« Der Junge zuckte mit den Schultern.
»Meiner war auch n Arsch. Aber pass auf, du sagst ihm, entweder 5 Euro die Stunde oder gar nicht! Kapiert?«
Der Junge nickte. »Mach ich.«
Tom drehte die Stiefel in der Sonne. Dafür, dass die Dinger schon alt waren, sahen sie noch gut aus.
»Lass dich nicht unterkriegen!«, sagte er zu dem Jungen, bevor er die Haustür aufschloss.

Ein anderes Mal trank er sein Wodkabier auf der Bank, als der Junge ihn vom Fenster aus entdeckte. Im nächsten Moment flutschte er neben ihn.

»Würd dir ja was anbieten, aber du darfst noch nicht.«

»Ich hab aber schon mal.«

Tom lachte. »Weiß das auch deine Mama?«

»Ach die«, sagte der Junge und trat einen Kieselstein über den Hof.

»Sei nett zu deiner Mutter, die hat ne Menge Arbeit.«

»Selbst schuld. Muss die sich auch immer von ihren Kerlen trennen?«

»Leben ist halt nicht einfach.«

»Ich bleib allein. Ich bin nicht so blöd wie die.«

Tom prostete ihm zu. »Du bist vernünftig.«

»Dann spar ich auch Geld.«

»Stimmt, kannst dir schneller deinen BMW kaufen.«

»Den M6«, sagte der Junge und schob die Unterlippe vor. Er sah jetzt viel jünger aus, als er eigentlich war. Fast wie zehn oder so, fand Tom.

»Wenn du nen BMW hast, kommen die Frauen von allein. Da brauchst du gar nichts mehr machen. Die Weiber stehen Schlange bei dir.«

»Ich will keine Frau«, beharrte der Junge.

»Ich sag's ja, du bist vernünftig.«

Wieder ein anderes Mal klingelte der Junge an Toms Wohnungstür. Tom schloss den Zipper seiner Trainingsjacke, sein T-Shirt war etwas fleckig, und öffnete. Im Treppenhaus wirkte der Junge kleiner als draußen.

»Hast du kurz Zeit?«, fragte er und sah sich unsicher um.

»Na klar, wir sind doch Kollegen, komm rein!«

Der Junge stand unschlüssig in der Küche.

»Hast du Ärger?«, fragte Tom.

Der Junge legte die Handflächen auf den Küchentisch und drückte die Schultern durch.

»Willst du nen Kinderriegel?«

»Ich hab schon in der Mülltonne gesehen, dass du die immer isst«, sagte der Junge.
»Meine Lieblingsschokolade. Muss ich haben bei Stress. Na komm!«
»Ich hab das meinem Papa gesagt. Das mit den 5 Euro.«
»Sehr gut.«
»Der hat gesagt, ich spinne. Für 7 Euro kriegt er schon nen Facharbeiter.«
»Und? Bist du weich geworden?«
»Hab ihm gesagt, dass er ein Ausbeuter ist. Ein verdammter Ausbeuterarsch.«
»Wow.«
Der Junge lächelte scheu.
»Dass du so viel Mumm hast ...«
»Papa ist total sauer geworden. Er will, dass ich mich entschuldige. Sonst spricht er nicht mehr mit mir.«
»So ein Arsch.«
»Dann soll er eben nicht mehr mit mir sprechen, hab ich gesagt. Ich sprech jetzt auch nicht mehr mit ihm.«
»Gut gemacht!«
Der Junge strich das Schokoladenpapier glatt und Tom zündete sich eine Zigarette an.
»Komm, ich zeig dir was.« Tom ging aus der Küche.
»Jungs wie du müssen was tun. Ist ne gefährliche Stadt hier, ist wichtig, dass du nach was aussiehst.«
Tom kam mit zwei Hanteln zurück und hob sie über die Schultern.
»Das musste machen. Jeden Tag, 50 Mal. Besser 100. Versuch's mal.«
Der Junge hatte genau zugesehen und stemmte die Hanteln. Er biss die Zähne zusammen.
»Kannst du mitnehmen. Schenk ich dir«, sagte Tom und öffnete die Tür.
»Wir sind Kollegen, ja?«, sagte der Junge.
»Na klar doch.«

»Guck mal, was ich hab.« Der Junge schwenkte eine Zeitschrift vor Toms Nase und pflanzte sich neben ihn auf die Bank.

»Hey, die Auto-Bild!«

»Für dich. Aber nur geliehen.«

»Das ist nett.«

»Ist der neue BMW drin.«

»Und hat sich dein Papa wieder eingekriegt?«

Das Gesicht des Jungen verdüsterte sich. »Der ist so ein Arsch.«

»Bleib hart. Du machst das richtig.«

Der Junge nickte. »Ich bleib am Wochenende hier. Das hat er da jetzt von.«

»Zeig's ihm, gut.«

»Meine Mutter ist ein bisschen sauer. Die wollte eigentlich weggehen Samstagabend.«

»Die geht nicht oft weg, oder?«

»Früher manchmal. Aber jetzt nicht mehr so.«

»Die ist noch sehr jung, deine Mama.«

»Nicht so, nee.«

»Ich hab mich jetzt in der Muckibude angemeldet. Man muss was tun. Sonst ist man schnell beim alten Eisen.«

»Meine Mama macht Yoga.«

»Und du? Übst du noch?«

Der Junge sprang von der Bank, schob die Ärmel seines T-Shirts so hoch wie möglich und spannte den Bizeps an.

»Wow! Du bist echt ein Naturtalent. So schnell schon solche Muskeln!«

Der Junge strahlte.

Tom klingelte an der Tür, der Junge war noch in der Schule, das wusste er.

»Oh, guten Morgen.« Die Frau hatte ein Handtuch wie einen Turban um den Kopf gewickelt und lächelte verlegen.

»Wollt nur sagen, Sie haben Post im Kasten!« Tom zeigte nach draußen.

»Ach, danke, hole ich gleich.«

Sie war ein bisschen flachbrüstig, aber sie hatte ein nettes Lächeln.

»Hast du Lust, mir beim Wagenwaschen zu helfen, Kollege?«

Der Junge hatte auf der Bank gesessen, er schien auf ihn gewartet zu haben.

»Au ja«, sagte er und sprang sofort auf.

»Wenn du mal deinen BMW hast, denk dran, Samstag ist Washtag.«

»Aber heute ist Mittwoch.«

»Bei mir kommt das nicht drauf an.«

»Hast du eigentlich Urlaub?«

»Wieso?«

»Ich meine, du bist immer da.«

»Ach so. Gib mir mal den Lappen da!«

»Suchst du Arbeit? Vielleicht könnte ich was für dich finden.«

»Ich brauch nicht zu arbeiten, ich krieg auch so mein Geld. Aber n bisschen was nebenbei wär nicht schlecht. Ihr habt doch die Zeitung. Vielleicht könnt ihr die von Samstag immer für mich aufbewahren?«

Der Junge nickte. »Und ich kann mich umhören für dich.«

»Nimm mal den Schwamm da! Aber vorsichtig!«

»Morgen kommt die neue Auto-Bild. Bring ich dir, sobald ich sie durch hab.«

»Du sorgst für mich, hä?«

Der Junge nickte.

Er traf sie an der Papiertonne.

»Warten Sie, ich halt Ihnen den Deckel auf«, bot er an.

»Das ist nett.«

»Ich hoffe, Sie sind mir nicht böse.«

»Wieso?«
»Vielleicht mische ich mich ein bisschen viel in Ihre Erziehung ein?«
»Ach so, das.«
»Aber ich sag Ihrem Sohn immer, wir wissen, wer hier der Boss ist. Das sind Sie natürlich.«
Sie trug einen roten Rock und ihre Beine waren länger nicht rasiert, oder vielleicht auch nur ungleichmäßig rasiert.
»Ich hab gehört, Sie machen Yoga?«, fragte er.
»Hat der Junge sicher erzählt.«
»Ich frag nur, weil die das bei mir im Studio auch anbieten. Ob das wohl auch was für mich wäre?«
»Ist gut für den Rücken.«
»Ich probier's mal aus und erzähl Ihnen dann, ob es gut war.«
Sie winkte, als sie zum Haus zurückging.

Der Junge kam auf dem Fahrrad angesaust. »Ich hab was gesehen für dich«, rief er schon von weitem.
Tom streckte die Beine aus. Die Bank müsste neu gestrichen werden, aber zum Sitzen war sie noch gut genug.
»Bei Liesegang, da suchen sie jemanden!«
»Mal langsam. Wer sucht wen?«
»Liesegang, kennst du doch!«
»Die Frittenbude?«
»Gegenüber von meiner Schule, ja.«
»Und du denkst, wenn ich da maloche, geb ich dir immer ne Portion extra?« Tom lachte laut. »Das würd ich sogar machen, Kollege. Aber Frittenschmiede, das ist nichts für mich. Ich such was mit Autos. Reparieren oder so, das kann ich.«
»Willste mal meine Muckis sehen?« Der Junge schmiss seine Jacke übers Geländer.

»Hey, hey!« Tom pfiff. »Wenn du achtzehn bist, gehen wir zusammen auf die Piste. Dann kann mir keiner mehr was, wenn du dabei bist.«
»Ich pass auf dich auf«, sagte der Junge. »Meine Mutter wartet mit dem Essen, aber wenn du gleich noch da bist, können wir weitererzählen.«
»Weißt doch, solange die Sonne scheint, ist der Tom hier.«

Tom hatte noch zwei Dosen Cola, eine mit Wodka und eine pur, und eine Tüte Gummibärchen, und während sie teilten, erzählte ihm der Junge alles. Dass sich seine Eltern getrennt hatten, noch bevor er geboren wurde. Von den Papis, die er danach gehabt hatte, von den Umzügen und den Unfällen und der Zeit, als er bei der Oma wohnte. Aber der ganze Mist wäre nun vorbei, sagte er. Seine Mama würde jetzt mit ihm alleine bleiben, und diese Wohnung wäre überhaupt das Beste, hier würde er nie wieder ausziehen. »Später, wenn ich von der Arbeit komme, trinken wir jeden Nachmittag ein Bier zusammen«, sagte der Junge. »Und am Wochenende gehen wir weg.«
»Wir machen die Stadt unsicher, wir beide«, sagte Tom.
»Und wie!«

Sie hatte keine Waschmaschine im Keller wie die anderen Mieter, aber er konnte sie manchmal am Briefkasten abfangen.
»Das mit dem Yoga ist wirklich gut«, sagte er.
»Tut Ihnen gut?«
»Ich hab gestern so ne Übung gemacht, mit den Beinen nach hinten, über den Kopf, im Liegen, also da sind mir sämtliche Blockaden weggebrochen. Da hat sich richtig was geöffnet in mir.«
»Sie sind auf nem guten Weg«, sagte sie.

Manchmal hatte er das Gefühl, er sollte es doch noch mal versuchen. Mit friendscout oder partner24 oder so. Bei Bernie hatte das geklappt. Aber gehalten hatte es auch nicht. Was hielt schon? Und am Ende war man ja froh. Man hatte ein gutes Jahr und drei oder vier schlechte, bis man die Konsequenzen zog. Bis die Weiber die Konsequenzen zogen und einem die Koffer vor die Füße schmissen. Und nimm dein verdammtes Bastelzeug mit! Etwas in der Art hatte Astrid gesagt und so war es auch mit Monika gekommen. Nach langen Abenden, an dem sie vor dem Fernseher im Wohnzimmer gesessen hatte und er vor dem im Schlafzimmer. Am Ende lief alles darauf hinaus.

»Heirate bloß nicht!«, riet er dem Jungen.

»Bin doch nicht blöd!«

»Warum bist du eigentlich so schlau?«, fragte Tom. »Ich hab für diese Erkenntnis 50 Jahre gebraucht.«

»Ich bin halt so«, sagte der Junge.

»Du kennst dich doch aus. Weißt du, wo man ne Ausbildung zum Yogalehrer machen kann?«, fragte Tom, als er sie im Hof traf, wo sie das Unkraut aus den Fugen zupfte. Ganz selbstverständlich war er zum Du gewechselt. »Es klingt vielleicht etwas übereilt, ich weiß, ich hab gerade erst angefangen, aber ich weiß, das ist, was ich machen will.«

Tom beugte sich zu ihr hinunter und drückte seine Zigarette auf den Steinplatten aus.

»Ich kann dir mal was raussuchen. Ein paar Adressen und so.«

»Ich hab mich noch nie so gut gefühlt«, fuhr er fort. »Das Yoga jetzt, ich geh inzwischen jeden Tag.«

So hatte es angefangen. Dass sie zum Du überwechselten, zu Tom und Susanne wurden.

»Wusstest du, dass der von unterm Dach Yoga macht?«, fragte Susanne ihren Sohn. »Er hat gefragt, ob ich ihn mitnehme, wenn ich das nächste Mal zum Workshop fahre.«

»Und?«

»Was meinst du?«

»Der ist in Ordnung, der Tom.«

»Nach Yoga sieht der gar nicht aus.«

Er hielt ihr die Beifahrertür auf, »einsteigen, Madame«, und sie lachte ein bisschen und sie fuhren los.

»Ich weiß nicht, ob es dir gefallen wird«, sagte sie. »Manche halten uns für Freaks.«

»Bin selber Freak, und wenn ich was weiß, dann weiß ich was, so bin ich schon immer gewesen, und Yoga, das hat echt mein Leben verändert.«

Inzwischen wusste er, dass er es versuchen wollte, mal wieder mit den Frauen, und klar, im Grunde war sie zu flachbrüstig, aber Scheiß drauf, er wurde auch nicht jünger, und sicher, er hatte den Wagen, aber dass er nicht arbeitete, schreckte viele ab, oder sagen wir mal, es zog die Falschen an. Und wenigstens verstand er sich mit dem Jungen, das war schon die halbe Miete.

»Ist lustig, deine Adresse ist auch meine Adresse«, sagte er, als er am Abend an der Kirche in die Sackgasse bog, und etwas später schrieb er ihr eine E-Mail. Etwas wie »war schön heute«.

Sie hatten sich lange unterhalten, während der Autofahrt, hatten über ihre gescheiterten Beziehungen gelacht. »Weißt du, dass ich deinen Jungen echt klasse finde?«, hatte er ihr gesagt. Es hatte sie gefreut, das hatte er nicht anders erwartet.

In den nächsten Wochen lief alles gut. Er brachte ihr Blumen für den Balkon, schickte ihr Smileys und virtuelle Küsschen und verbrachte die Nachmittage auf der Bank mit dem Jungen, auch wenn der ihm mittlerweile manchmal auf die Nerven ging.

Susanne schrieb kleine Nachrichten zurück, schnitt jeden Samstag die Stellenanzeigen für ihn aus, und dann bekam sie plötzlich Männerbesuch, so einen schlaksigen Typen mit Bart.

»War das dein Ex?«, fragte er beiläufig und sie schüttelte den Kopf, und der Kerl kam am nächsten Samstag wieder und blieb bis Sonntag.

»Meinst du, du bist schon wieder so weit?«, fragte Tom.

»Nach all den miesen Erfahrungen?«

»Man kann doch nicht ewig allein bleiben.«

»Du bist doch noch gar nicht lange von deinem alten Typen weg.«

Sie zuckte mit den Achseln.

Er putzte den Wagen, als der Junge über den Hof geschlendert kam. »Was eierst du hier eigentlich so rum? Hast du nichts zu tun?«

»Ist doch Samstag«, sagte der Junge.

»Echt zum Kotzen, wie du abhängst!«

»Ich kann dir beim Autowaschen helfen.«

»Nee, lass man. Hinterher machst du mir Kratzer in den Lack.«

Tom saß jetzt nicht mehr auf der Bank. Wenn er aus dem Haus kam und der Junge auf ihn wartete, hob er nur noch die Hand. Manchmal tat er auch so, als bemerke er den Jungen nicht.

Einmal klingelte der Junge, um seine Muskeln zu zeigen.

»Was willst du?«, fragte Tom. »Ich hab jetzt keine Zeit, du.«

Der Junge ging ihm schrecklich auf die Nerven, mit seiner Altklugheit und den Fragen und dann verfolgte er ihn mit den Stellenangeboten und wollte einfach nicht kapieren, dass er keine Zeit und keine Lust hatte, mit Blagen abzuhängen.

»Sind wir eigentlich noch Kollegen?«, fragte der Junge, und Tom zog an seiner Zigarette, pustete ihm den Rauch ins Gesicht und klar doch, antwortete er, was denkst denn du?

»Ich hab die neue Auto-Bild. Hier, für dich!«, aber Tom wehrte ab. »Weißt du, ich interessiere mich im Grunde gar nicht für Autos«, sagte er.

(2013)

Romy Schneider starb kurz vor Haarlem

Meine Söhne kennen Holland noch nicht. Dabei sind ihre Füße schon länger als meine, und bis zur Grenze haben wir nur eine Stunde Fahrt und zwei Stunden Stau. Diesen Sommer reicht das Geld nicht zum Campen in der Auvergne, und in Erinnerung an alte Zeiten - mit dem ersten Freund nach Zandvoort, mit der besten Freundin nach Zandvoort, mit der großen Liebe nach Zandvoort – buche ich vier Tage. Zandvoort.

Das Meer ist herrlich in Zandvoort, sage ich, und versuche, nicht an Margriet de Moor zu denken. Die Sturmflut ist lange her, und heute haben die Holländer Frühwarnsysteme, betongefütterte Deiche und Häuser, die können schwimmen.

Kaum sind wir angekommen und haben unser Gepäck die enge Stiege hoch zum Dachzimmer geschleppt, rennen wir auch schon los, mit den Luftmatratzen, Strandlaken, Sonnencremeflaschen und meiner Urlaubslektüre. In Holland ist das Meer frei, so frei wie der Holländer, und am langen Sandstrand breiten wir uns aus, schauen aufs Wasser. Ein blauer Teppich, endlos, darauf flimmern die Sonnenpünktchen. Kaum zu glauben, dass dieses Meer so ein Biest sein kann. 2000 Menschen hat es

sich geholt, in einer einzigen Nacht. Manche sind bis heute da draußen.

Die Türken neben uns sprechen Ruhrpottdeutsch. Ihre Töchter baden in Kleidern, während grauhaarige Holländerinnen ihre sonnenverbrutzelten Brüste vorbeitragen. Der Fischwagen klingelt. Die Sonnenpünktchen tanzen wie verrückt, Sand verfängt sich in meiner Urlaubslektüre, das Lesen kann ich vergessen, entweder überwache ich die Jungs, ich weiß, ihre Füße sind länger als meine, aber dieses Meer, ich traue ihm nicht, oder ich trete mit meiner Creme gegen die Sonne an. Abends essen wir Pommes und Softeis mit Streuseln. Meine Jungs lieben das holländische Essen.

Als ich das erste Mal in Holland war, damals mit den Eltern, waren wir kurz vor Haarlem, als meine Mutter hektisch am Radioknopf drehte. Die haben doch was über die Romy gesagt! Mein Vater musste rechts ranfahren und einen deutschen Sender suchen, das dauerte ewig, und noch länger weinte meine Mutter in ihr Taschentuch. Sie waren in einem Alter, dasselbe Sternzeichen. Heute würde ich nicht mehr so lachen.

Mit meinen Jungs verbringe ich die Tage am Strand. Baden, buddeln und Gefängnisse bauen für die Fischjes, dass die kleinen blonden Holländer staunen. Im Supermarkt decken wir uns mit Pfannekuchenpulver ein, mit Streuseln in allen Farben des Regenbogens und Flaschen voll Karamell, die wir später als Ameisenfallen benutzen.

Lange war ich geheilt von Zandvoort. Es war, als hätte mir der Ort kein Glück gebracht. Kaum kam ich mit Marco aus Zandvoort, hatte er sich in Sabine verguckt. Kaum kam ich mit Nina aus Zandvoort, zog sie zum Studieren nach Freiburg. Kaum kam ich mit Christian aus

Zandvoort, heirateten wir, bekamen zwei Söhne und ließen uns scheiden. Und Romy Schneider war ganz in der Nähe, kurz vor Haarlem, gestorben.

Ich hätte nicht so lange warten sollen, mit Zandvoort. Es ist herrlich, das Meer, der Strand, die Fritjesbuden. Die Jungs sind begeistert. Am letzten Tag gehen wir noch einmal zum Strand. Diesmal ist das Meer kein blauer Teppich, eher ein Margriet-de-Moor-Meer, grau und zischend mit drei Reihen hüfthoher Wellen am Saum. Schwimmt bloß nicht so weit raus, schärfe ich den Jungs ein, schüttle den Sand aus meiner Urlaubslektüre und überwache das Meer. Die beiden sind nicht mehr klein, ihre Füße sind länger als meine, und sogar die kleinen blonden Holländer quieken zwischen den Wellen. Dass die de Moor überhaupt noch veröffentlichen darf, ich meine, es geht doch bestimmt auch anderen Touristen wie mir? Und dann sind die Jungs mit ihren nordseegekühlten Sonnenbränden zurück, wir lassen die Luft aus den Matratzen, schütteln den Sand aus den Laken, Hosen und meiner Urlaubslektüre und es wird Zeit, Zandvoort zu verlassen, das schöne Meer, wir sind sehr traurig.

Bei Utrecht macht die Polizei noch ein Foto von dem Auto und mir, das später nicht der Rechnung beiliegen wird, und schon sind wir hinter der Grenze, die Abstände zwischen den Orten werden größer, die Radiomoderatoren verständlicher. In Zandvoort ist eine fünfzehnjährige Deutsche ertrunken, sagen sie gerade, die Strömung hat sie unter Wasser gezogen, sie hatte keine Chance.

Wie war das Meer, heute Mittag? frage ich die Jungs. Einmal sind wir untergegangen, die Wellen waren ganz schön hoch. Im Ernst? frage ich, wieso habt ihr nichts

gesagt? Sie zucken mit den Schultern. Na ja, du warst doch am Lesen.

(2013)

Schwarzwald

»Wo habt ihr denn eure Nessie?«, frage ich den Wirt vom Goldenen Anker.

Graue Wolken umhüllen den Berg. Der See ist schwarz. Der Wald sowieso.

Das dicke Mädchen aus Reutlingen hebt ihren fleischigen Zeigefinger. »Pascht gut auf beim Bade«, sagt sie.

»Von dort sind sie gekommen.« Unser Bergführer zeigt in den Wald. »Sie sangen. Und ihre Stimmen waren so hell, dass die Steine ihre Schwere verloren. Sie glitten übereinander, wuchsen wie von selbst unter den Händen. Es waren gute Hände.« Er berührt den Felsen. »So gute Hände«, sagt er.

Das Wasser des Sees ist dunkel, grünlich, das Ruder taucht ein und ist nicht mehr zu sehen. »Bis rüber zu den Felsen!« Aber wir haben nur für eine Stunde bezahlt, und kaum sind wir drüben, müssen wir auch schon umdrehen.

»Möchtest du gleich baden?«

»Nee«, sag ich, »Zu kalt. Und so dunkel.«

Am Ufer sind die Steine warm. Ein Boot schaukelt zu uns hinüber. Zwei alte Männer, eine alte Frau. Sie lassen sie aussteigen, ans Ufer waten, und unter einem zeltartigen, geblühten Kleid zieht sie sich aus, schlüpft in den Badeanzug. Die beiden Männer sehen ihr beim Schwimmen zu, sie zieht sich wieder an, steigt ins Boot und lässt sich zurückrudern.

»Ganz schön mutig.«

»Mhm. Wenn ich zwei Liebhaber hätte ...«, sag ich.
Jugendliche grölen, wenn sie von den Booten aus ins Wasser springen. Ihre Schreie schallen über den See, verzerrt, schwer zu sagen, wo sie sind.
Wie ein Basilisk breitet sich der See vor uns aus, grünlich funkelnd. Seine Arme greifen in die Landschaft, zerschneiden die bewaldeten Berge. Drüben ragen die Felsen aus dem Wasser. Scharfkantig, als wollten sie die Boote aufschlitzen.
Donnern in der Luft. Schon lange, bevor der Hubschrauber über dem See kreist. Das Wasser kräuselt sich. Ein zweiter Hubschrauber prescht über die Berge. Große dunkle Schatten. Geknatter. Wind.
Dunkelgrün, das Wasser. Ich kann meine Füße nicht sehen, wenn ich einen Schritt hinein mache. Bewegt sich da nicht was? Schnell tappe ich ans Ufer zurück. Der Wind zerrt an meiner Jacke, meine Haare fliegen mir über den Kopf. Drüben versammeln sich Leute. Ein Knubbel Menschen, der anwächst, während die Hubschrauber eine Handbreit über dem Wasser schweben.
»Was machen die ausgerechnet heute ne Übung!«
Ich wickle die Jacke enger. Samstags machen die keine Übungen. Nicht in der Hochsaison.
Dichte Moosteppiche überziehen die Steine. »Mit Schalen fingen sie das Sonnenlicht«, sagt der Bergführer. »Sie kamen aus dem Wald. Es waren gute Hände.«
»Und das Seeungeheuer?«, frage ich.
»Ja, glauben Sie an Märchen?«
»Sie hängen es nicht an die große Glocke, versteht sich,« sagt der Wirt, »aber jedes Jahr holt sich der See seine Opfer. So ist das hier, und so wird es bleiben.«

(2014)

Nur ein paar Blumen

Schon das dritte Mal griff er in die Hosentasche, um sich zu vergewissern, dass sie noch da waren. Die Schlüssel. Was für ein Tag! Die Sonne knallte vom Himmel, kein Lüftchen wehte, und nur unter den Bäumen waren kleine Schatteninseln, durch die er sich vorkämpfte, Insel um Insel, während die Häuser gleichförmig an ihm vorbeizogen, grau und mehrstöckig, typische Nachkriegsbauten, schnell hochgezogen, um all die Ausgebombten unterzubringen. Er versuchte sich zu erinnern, wie die Bebauung hier früher ausgesehen hatte. Es wollte ihm nicht einfallen, und noch einmal tastete er nach den Schlüsseln, da waren sie, und vor Haus Nummer 113 löste er sich aus der Schatteninsel, fingerte den Bund aus der Tasche und mit unbeholfenen Fingern schloss er die Tür auf.

Ob sie viel Post hat? Lange hält er sich damit auf, den Blechkasten im Flur zu öffnen, es ist nicht viel, was er ihr gleich oben neben das Telefon legen wird. Ein paar Rechnungen, Reklame, nichts Persönliches. Doch, eine Postkarte aus Mallorca, es geht ihn nichts an und es interessiert ihn nicht die Bohne, und trotzdem bleibt er im Flur stehen und nimmt erst die Treppe, als er alles gelesen hat. Schöne Grüße, Wetter gut, Essen gut. Ihre Wohnung liegt ganz oben. Das Treppensteigen fällt ihm schwer und am liebsten würde er umkehren, sei mir nicht böse, aber es war so heiß und du weißt doch, die vielen Stufen, und der Doktor Becker ... So ähnlich könnte er es ihr sagen, nächste Woche, wenn sie wieder zurück wäre, aus dem Urlaub, und es wäre schon in Ordnung, ach Gott, die paar Pflanzen, und wenn schon eine vertrocknet, was soll's? Er könnte die Post wieder in den Kasten werfen und nach Hause fahren. Aber er hat es ihr versprochen. Und er hat es sich vorgenommen. Also schließt er die Wohnungstür auf, verharrt einen Moment

auf der Schwelle, atmet tief ein und dieses Chaos, diese vollgestopfte Bude, all dieser alte Kram. Von wem sie das bloß hat? Waltraud und er haben nie etwas übrig gehabt für Krempel.

Er legte die Post neben das Telefon, schob vorher die Figürchen beiseite. Zwanziger Jahre, hatte sie ihm erzählt, von einem Trödler in Düsseldorf. Dass sie so weit fuhr, wegen so einem Kram, jedes Wochenende stöberte sie auf den Märkten herum, an keinem Sperrmüll konnte sie vorbeifahren. Er blickte auf die alte Schreibmaschine auf dem Biedermeiertischchen, daneben eine Rechenmaschine, an der Wand eine vergilbte Schwarz-Weiß-Fotografie. Diese Stühle mit den eingeschnitzten Gesichtern in der Lehne, Braut- und Bräutigamstühle, hatte sie stolz erklärt, Gründerzeit. Er hatte mit steifem Rücken auf der Kante gesessen. Findest du, dass sie bequem sind? hatte er vorsichtig gefragt. Damit durfte man ihr nicht kommen, das wusste er wohl, und er riss die Fenster auf, bevor er die gusseiserne Kanne mit Wasser füllte und die Topfblumen goss. Diese alten Sachen, sie atmeten Muff aus, es war, als wollten sie ihn ersticken mit ihrer trotzi- gen Anwesenheit, was hatten sie in dieser Wohnung verloren? Sie waren beladen mit den Erinnerungen fremder Leute. Leute, die längst tot waren.

Er schluckte gegen die trockene Luft an, schloss zögernd die Fenster, stellte die Gießkanne an ihren Platz zurück. Wann hatte es angefangen, mit Susanne, dass sie sich für dieses Zeug interessierte, dass sie besessen wurde von Plunder? Erst hatte er darüber hinweggesehen, es ging ihn ja auch nichts an, und so selten, wie Waltraud und er zum Kaffee eingeladen wurden, die paar Male im Jahr. Er hatte es so lange ignorieren können, bis er das schwarze Monstrum in ihrem Schlafzimmer entdeckt hatte, zufällig, als er auf dem Weg zur Toilette an der geöffneten Schlafzimmertür vorbeigekommen war. Er

hatte versucht, sich nichts anmerken zu lassen, und sicherheitshalber hatte er die Tür geschlossen, für den Fall, dass Waltraud noch zur Toilette müsste. Er hatte versucht, sich nichts anmerken zu lassen. Erst als sie ihn bat, nach dem Rechten zu sehen, während sie im Urlaub, und natürlich, mein Kind, natürlich, da war ihm die Idee gekommen und er hatte sich nach dem Preis erkundigt, sag mal, dieser Wagen in deinem Schlafzimmer, was hat der eigentlich gekostet? Ach, du meinst den Zwillingsskinderwagen? Sein Herz hatte geklopft.

Nun stand er neben dem Telefon, wenigstens das war neu, und er nahm den Umschlag aus der Jackentasche, das Geld abgezählt und noch einen Schein extra, sie würde so oder so empört sein, ach was, toben würde sie vor Wut. Er platzierte den Umschlag neben dem Telefon, neben den Stapel mit der Post, sodass sie ihn sehen würde, dann stieß er die Tür zum Schlafzimmer auf. Sonnenstrahlen tauchten den Raum in Gold, Staubpartikel tanzten. Ihr schmales Bett an der Wand, ein bestickter Überwurf darüber, in den Regalen überall Puppen. Die aufgerissenen Augen in den weißen Porzellan-gesichtern starrten ihn an, aber am schlimmsten die beiden Babypuppen, die sich in diesem schwarzen Ungetüm gegenübermaßen. Mit spitzen Fingern nahm er die beiden und schob sie zu den anderen ins Regal, das war gar nicht einfach, es war ja kaum Platz, und als er glaubte, beide gut untergebracht zu haben, stürzte das eine Baby vom Brett und krachte auf den Boden. Einen Augenblick stand er einfach nur da, unfähig sich zu rühren, dann bückte er sich, fast schon angeekelt hob er das Püppchen auf. Dieser beigefarbene Strampelanzug, das runde Gesichtchen mit den erschrockenen Augen, das halbgeöffnete Mündchen, so als wollte es gleich losschreien, das Köpfchen, so glatt, ohne ein einziges Haar. Man hatte ihn mit einem Käppchen beerdigt, mit einem Käppchen,

und Waltraud und er hatten nicht gewagt, es ihm abzunehmen, und keiner von den Ärzten hatte auch nur ein Wort darüber verloren, warum dieses Käppchen. Er weinte, als er die Puppe nun sicher im Regal verstaut hatte, sich ein bisschen schwankend im Zimmer drehte und den Kinderwagen beäugte. Diese sperrige Ding, es ließ sich nicht zusammenklappen, natürlich nicht, es stammte aus einer Zeit, als man noch kein Auto hatte, unpraktisches schweres Ding, und ausgerechnet seine Tochter musste es aufstöbern, dieses Monster, und er packte es und zerrte es auf den Flur, aus der Wohnung, vergiss nicht abzuschließen!, er trug es die Treppe hinter, auf die Straße und warum hatte er bloß so weit weg geparkt!, und als er um die erste Häuserecke bog, spürte er, wie sein Körper bebte, alles bebte, der Boden unter ihm, die Schatten, alles. Dieser kleine Junge mit seinen winzigen Händen und Füßen, noch winziger als seine Schwester, die fast eine Stunde eher geboren war, eine Stunde, in der weder die Hebamme noch der Arzt gemerkt hatten, dass da noch jemand war, in Waltrauds Bauch. Als sie ihn entdeckten, war es schon fast zu spät. Aber er wollte leben, dieser kleine Junge, und ein ganzes Jahr lang kämpfte er in der Klinik, ein langes Jahr, in dem Waltraud und er kaum Kraft hatten, sich um Susanne zu kümmern, das lebhaft Baby, das ständig Nahrung und Aufmerksamkeit forderte, während sie doch in Gedanken immer bei dem Jungen waren, jede freie Minute in der Klinik verbrachten, zusehen mussten, wie er kämpfte und doch verlor.

Er stopfte den Kinderwagen ins Auto, wischte sich den Schweiß von der Stirn, unter den Armen waren dunkle Kringel im Hemd, und er fingerte an der Klimaanlage herum, fuhr gleich durch zur Deponie, zwanzig Euro, bitte, und er schleuderte das Monstrum in den Container, weit weg und hoffte, dass ihn niemand mehr herausholen würde.

Bei Susanne war alles in Ordnung, würde er später Waltraud sagen. Alles in Ordnung. Sind ja nur die paar Blumen.

(2013)

Vom Reisen (2008)

Am Anfang lagerten die Jutesäcke prallgefüllt am Ufer und weder Schiff noch Briefträgerhand kamen je in Sicht. Wir ahnten: Holz treibt oben und der Fluss, in den wir tauchen, ist immer unerforscht, und ob Visby, die Lofoten oder doch Le Beaucet, wenn du einmal mit den Mandeln anfängst, kannst du nicht wieder aufhören. Dabei ist es ganz überflüssig, von den Steinen zu reden. Maden rotzen ihr Pulver wie die Wellen sich pirschen und das Knochensüppchen wird neu über sieben Jahre und egal, welche Muscheln du an Land trägst, in der Sonne getrocknet wechseln sie ihr Gesicht.

Zum Glück bleibt das Holz warm, wenn der Sturm tobt und die Dinge da draußen aus dem Lot bringt. Nur gegen die Bilderflut ist kein Boot gewachsen und mal ehrlich: was wären die Strudel ohne Wracks am Meeresgrund? Piraten und Brüder teilen ungern die Beute und so ist es am Ende doch der Tintenfisch, der mit dem Plankton heult und die Reiseroute der Wale durchschaut.

All die an Land gespülten Dinge halten wir gegen Licht betrachten mit brennenden Augen: einen Kern, einen Fisch, ein Boot. Lassen sie auf dem Handteller Platz nehmen, zuckern mit ihnen die Tiefen des Anoraks.

Jahre später auf der Suche nach
Taschentuch, Fahrkarte, Hustenbonbon
schürfen unsere Fingerspitzen dran. Blüten.

Wikaninisch

Grau und gesplittert, Blick frei auf Eingeweide. Darin
Erinnerungen an Sequoia und Douglasien und schnei-
denden Wind. Der Sturz in den kalten Fluss, das Zie-
hen mit Kanus, Booten und Schiffen bis zur Mündung
des Meeres, das Dämpfung im Hafen, von Quallen und
Fischschwärmen begleitet. Schließlich das Schaukeln
im Rhythmus der Gezeiten, Hausboot für Muscheln
und Krebse, endlose Horizonte.

Aus einer Laune heraus ließ dich das Wasser im Stich,
spuckte dich an den Strand, salzpoliert und sonnenge-
bleicht, gefurcht und vernarbt, klaubten dich Finger
aus dem Sand, brachten dich landwärts.

Die Trophäen der Kosmonauten

Kapitäne im Unterholz navigierten durch Hände, Län-
der, flüsterten Geschichten.

Atlanten der Pioniere: Himmelsscheiben, Knochenkar-
ten

zwischen den Gezeiten ins Vergessen geraten –
ausgegraben, aufgereiht, ausgestellt
warten auf Entdecker.

Heimat

Mein Lieblingsplatz

Man fragt mich danach. Endlich werde ich mal gefragt. Aber halt, nicht dass dann jeder zu diesem m e i n e m Lieblingsplatz will! Dann wäre es nicht mehr mein Lieblingsplatz. Einsam muss er bleiben, nur für mich allein, nicht mal in Gedanken will ich ihn teilen. Die Faszination, das wohlige Heimatgefühl, all das wäre verloren, fielen sie da plötzlich ein, die Wandergruppen mit ihren Wolfstatzen. Meinen Lieblingsplatz verraten? Also besser nicht.

Muss ich eben eine falsche Fährte legen, möglichst weit den Arm ausstrecken. Mein Lieblingsplatz ...

ist dort, an der Straße nach Schapdetten, das steinerne Kreuz der Mersche Tilbeck, tragisch ermordet vor zighundert Jahren wegen eines Beutels voll Schuhnägel. Ob man das glauben kann? Aber nicht nur das Kreuz, vor allem der Hohlweg durch den Wald, die alte Landwehr, der Pfad, der sich zwischen den Erdwällen bergauf schlängelt. Zweimal bin ich dort gewesen. Einmal im Herbst. Es war früher Abend, so ein Halloweenabend, ich kam von irgendwo und wollte - nach Hause? Anscheinend nicht wirklich, denn es kam mir in den Sinn: Schapdetten? War das nicht in der Nähe? Nebel hob sich aus dem Feld und schlich über die Straße, zu dem buckeligen Steinkreuz unter den fast kahlen Eichen. Ich stellte den Wagen ab ...

Eigentlich ist mein Lieblingsort aber ein ganz anderer. Und wieder ist es eine versumpfte Gegend zwischen Feldern. Mais im Sommer, Raps zwischen den Zeiten, Matsch im Winter. Die Lichter der Kraftwerke über den Linien der Hochspannungsleitungen, auf denen die Krähen wie angeklammert stecken. Die Markierungen der

Maulwürfe ab Februar. Der Geruch von Holzmehl. Ich bin lange nicht mehr dort gewesen. Auf einer Landkarte von 1785 die bekannten Namen eingezeichnet, alteingesessen ist Realität. Heute dürfen sie nicht mehr mit Gewehren in den Fenstern liegen. Also keine Angst, falls sich jemand auf den Weg macht, diesen Landstrich aufzusuchen, der nur einen Windstoß von der Autobahn entfernt liegt, nah genug, dass einem das Brausen der Lastwagen vor dem Einschlafen als Meer klingen kann, aber nur, solange man verliebt ist. Schade, dass meine Region kein Meer hat, nichts ist glaubhafter als ein Lieblingsplatz am Strand voll mit Kieseln und Treibgut, und da fällt mir ein, es gab einmal etwas ähnliches, ein ausgetrockneter Lippearms in den Sommerferien, wo aus dem Schlamm Bierflaschen und die grüngestreiften Flussmuscheln ragten, mit denen wir unsere Taschen vollstopften, natürlich waren sie alle zerbrochen, später. »Unsere Badebucht« nannten wir die Stelle, nachdem das Wasser zurückgekommen war. Gebadet haben wir dort nie, nun ja, die Wasserratten und auch die Fische, die bäuchlings an der Oberfläche trieben. Manchmal rieten uns Dackelbesitzer, besser »jetzt gleich« nach Hause zu gehen, aber nicht mal die Schürfwunden, die wir uns beim Klettern über die Stacheldrahtzäune zuzogen, ich hab heute noch die Narben, trieben uns vorzeitig fort. Lange war das mein Lieblingsplatz. Am Ufer des toten Lippearms, am Strand beim Wäldchen, in dem die Ruine des Wasserwerks vor sich hin rottete und Unterschlupf bei Platzregen gab und wo wir den toten Marder versteckten.

Es fällt leicht, einen Lieblingsplatz zu verraten, wenn er nicht mehr existiert. Dann ist der Verrat nicht mehr so groß, eher als schriebe man eine Story über Onkel Hermann, der einem nicht mehr unter den Rock greift, weil er seit 15 Jahren unter der Erde ist, wobei man ihm doch gern beim Altern zugesehen hätte. Der Kastanienbaum

neben dem Bergbau-Denkmal, den sie inzwischen gefällt haben. Die Äste wuchsen so schön gleichmäßig, dass selbst wir Dicken sie zum Klettern nutzen konnten. Der Platz am Fenster (so viele Plätze am Fenster), der Sitz der Schaukel, von der sich das Tal überschauen ließ. Ist es nicht vor allem die Aussicht? Der Blick auf den Horizont? Der Blick ins Blaue?

Schließlich braucht man eine Aussicht. Denn kein Lieblingssort ist für immer. Mal kommen sie mit der Säge, der Planierdrape, den Fäusten, mal gibt man ihn freiwillig auf. Manchmal vergisst man ihn beinahe.

(2017)

Harry und der böse Wolf

Es gibt da dieses Märchen, das seinen Ursprung vermutlich in Frankreich hat. Andere wiederum bezeichnen es als urdeutsches Märchen. Es hat etwas mit der Landschaft zu tun, wie alle Märchen, und dieses bezieht sich auf den Wald. Es könnte also überall spielen, wo es tiefe, dunkle Wälder gibt. In Russland oder im Norden Neuenglands. Wobei es die Frage ist, ob es Laubwälder mit Unterholz und Farnen sein müssen oder ob ein Tannenwald reicht.

Das Märchen, von dem ich spreche, handelt von einem Mädchen, das im Wald der Bestie begegnet. Nun könnte man ja meinen, die Bestie fräße das Kind gleich an Ort und Stelle, so wie es die meisten von uns täten. Soweit ich sehe, spricht nichts dagegen. Das Mädchen ist hilflos, der Wald tief und dunkel, niemand hört sein Schreien, niemand das Schmatzen der Bestie. Eine todsichere Sache. Aber aus dramaturgischen Gründen zögert es die

Bestie heraus. Sicher weiß inzwischen jeder, von welchem Märchen ich spreche. Ich möchte aber ein anderes erzählen ...

Der böse Wolf kommt im offenen Mantel aus der Haustür. Er lässt die Tür ins Schloss fallen. Sein Mantel weht wie eine Fahne. Natürlich hat der Wolf einen schwarzen Mercedes. Er startet den Motor und jagt davon, raus aus der Vorstadt, über die Landstraßen, Brücken und Dörfer zu seinem Unterschlupf. Er glaubt, dass niemand ihn gesehen hat. Und selbst wenn ... Er trägt einen grauen Mantel, wie ihn Anwälte und Ärzte tragen. Sein Haar ist graumeliert. An der linken Hand hat er einen Siegelring.

Auf dem Parkplatz klafft jetzt eine Lücke. Sehen wir uns die Haustür an. Eine silbrig schimmernde Rahmenkonstruktion, gefüllt mit gekästetem Milchglas. Neben der Tür ein Turm aus Namenschildern mit mehr oder weniger vergilbten Klingelknöpfen. Im Treppenhaus riecht es nach Zitronenreiniger und gebratenen Zwiebeln und ganz leicht nach Zigaretten.

Wir haben Spätsommer und Nachmittag, noch einige Stunden bis zum Anbruch der Dunkelheit, aber da es ein trüber Tag mit tiefhängender Wolkenfront ist, brennt Licht in Harrys Wohnung. Es schimmert unter dem Türspalt hindurch, sodass es vom Flur aus zu sehen ist. Die Wohnungstür ist zu, aber nicht verschlossen. Wozu auch? Harry liegt auf dem blauen Badvorleger wie auf einer Wolke. Sein Körper in Embryonalposition, so als hätte er sich Mühe gegeben, die Form des Badvorlegers möglichst auszufüllen. Das passt zu Harry, der Verschwendung immer abgelehnt hat. Der Konservendosen wie einen Schatz gehütet hat, ohne sich um Haltbarkeitsdaten zu scheren.

Befragten wir die Nachbarn, sagten alle dasselbe. Dass er ein netter Mann gewesen sei. Zurückhaltend. Was damit

zu tun haben könnte, dass er der Sprache nicht so mächtig war, auch wenn er mehr als sein halbes Leben hier verbracht hatte. Sein Deutsch klang immer wie Englisch, und er hörte auch nie auf, sich nach den Wäldern zu sehnen. Das lässt uns aufhorchen. Wälder. Und tatsächlich ist der Wolf nicht mehr weit.

Befragten wir die Familie, käme noch etwas anderes ans Licht. Neben der Freundlichkeit und der Zurückhaltung die Halsstarrigkeit. Korrigierte man seine Grammatikfehler oder zeigte auf das Haltbarkeitsdatum seiner gehorteten Lebensmittel, konnte man ihn kennenlernen. Oder noch schlimmer: kritisierte man sein Rauchen. Da hatte ihm keiner mitzukommen. Nur die Herzoperation änderte alles. Zigaretten waren von nun an verboten. Lebensgefährlich. Sie wollen doch nicht ihr Leben aufs Spiel setzen, hatte der Arzt im Krankenhaus gesagt.

Wolf war auch Arzt. In jenem Sommer nach der Operation hatten sich die beiden angefreundet. Als der Sohn im Ausland und die Tochter in den Süden gezogen war. Wölfe sind schlau. Nie kämen sie auf die Idee, Grammatikfehler zu verbessern. Oder gehortete Konservendosen auch nur anzurühren. Und gegen Zigaretten und andere Versuchungen haben sie auch nichts.

Da ist also der Wolf. Er schleicht über den Weg zwischen den matschig braunen Rasenflächen. Er trägt seinen grauen Mantel und Lackschuhe. Er sieht nicht am Haus hoch, um der Nachbarin hinter dem Fenster zuzunicken. Ich glaube nicht, dass er einen Schlüssel hat, er klingelt. Harry erwartet ihn. Wie schön, dich zu sehen, sagt er. Nein, nein, wie schön, dich zu sehen, sagt der Wolf. Wie schön, dass es dir gut geht.

Die beiden trinken Kaffee. Sie sitzen in der Küche, an dem Tisch am Fenster des grauen Wohnkastens, in dem Harry lebt, seit seine Frau tot ist. Der Wolf hält die Tasse in beiden Händen. Sein Siegelring funkelt. In meiner Vorstellung erzählt Harry von den Wäldern. Es sind tiefe

Laubwälder, mit Eichen, Buchen und Ahorn, der sich im Herbst rot verfärbt. Ein Paradies für Bären und Kojoten. Und für Wölfe. Wahre Sehnsucht kann nur empfinden, wer seine Heimat verloren hat. Etwas in der Art hat der Wolf Harry zu verstehen gegeben, und das berührt Harry.

»Es ist richtig«, sagt er. »Verloren.« Er sieht aus dem Fenster. »Hab es versucht. Das Zurückgehen.« Er macht Pausen zwischen den Wörtern. »Ist nichts mehr da, was ich kannte. Die Leute weggezogen oder tot. Die Orte erkennt man nicht wieder. Und nicht die Wälder.« Er hätte immer gedacht, er kehre mal zurück. Aber Heimat, die gäbe es nicht mehr.

Der Wolf nickt. Er hat keine Ahnung, wovon Harry spricht.

Die beiden sind allein in der Wohnung. Harry ist schwach, ausgezehrt, nach der Operation und der Zeit im Krankenhaus. Für den Wolf wäre es leicht, jetzt zuzuschlagen, aber wie wir wissen, macht der Wolf das nie, wenn es einfach wäre. Er muss sein Opfer irgendwohin locken. Fort vom Tisch und den Kaffeetassen. Warum auch immer.

So täuscht er vor, ins Bad zu müssen. Sein Mantel hängt an der Flurgarderobe. In der Manteltasche der Autoschlüssel. Und eine Packung Zigaretten. Im Bad steckt er sich eine Zigarette an, setzt sich auf den Rand der Badewanne. Er ruft Harry.

Harry steht in der Tür und inhaliert den Rauch.

»Komm, Harry, Rauch eine mit mir!«

Er zögert. »Du weißt, die Ärzte. Sie haben's mir verboten.«

»Ich bin Arzt. Ich rauche selbst.« Der Wolf hält Harry die Zigarette hin. »Ein Zug kann nicht schaden.«

Harry leckt sich die Lippen. Er setzt sich neben Wolf. Sie sind Freunde. »Also gut«, sagt er. Er zieht an der Zigarette. Das tut gut. Er will gar nicht aufhören.

»Rauch nur«, sagt Wolf und klopft ihm auf die Schulter.

»Das machst du prima.«

Im nächsten Moment wird Harry schlecht. Er greift sich ans Herz. »Wolf, mir wird so komisch«, sagt er. »Wolf. Hilf mir!« Er rutscht vom Badewannenrand auf den blassblauen Vorleger. Er hustet. Er krümmt sich. Ihm wird schwarz vor Augen.

Der Wolf nimmt Harry die Zigarette aus der Hand, drückt sie aus und lacht. In diesem Moment sieht Harry das Wolfsgebiss mit den spitzen Zähnen. Die glühenden Augen. Vielleicht lugt auch ein bisschen Fell unter dem Hemd hervor. Das gibt Harry den Rest. Der Arzt wird später einen schnellen Herztod bescheinigen. Zufällig ist Wolf dieser Arzt.

Bevor er seinen Mantel überzieht, knurrt er wölfisch und zufrieden. Dann öffnet er die Tür, schließt sie hinter sich, springt die Treppenstufen hinunter, stürzt mit offenem Mantel zur Haustür hinaus. Der graue Mantel weht wie eine Fahne.

So wurde es mir erzählt, das Märchen von Harry und dem bösen Wolf, von dem Sohn, der sich in jenem Sommer im Ausland aufhielt und am Tag nach seiner Rückkehr den Vater zu beerdigen hatte. Zur Beerdigung war auch Wolf gekommen, als bester Freund und Arzt, dessen traurige Pflicht es gewesen war, den Herztod zu bescheinigen. Aber ihm mache man nichts vor, hatte mir der Sohn gesagt, er wisse, wie es sich wirklich zugetragen habe, er hätte Wölfen nie getraut.

(2018)

Der rote Schlitten

Sie trugen die armen Wichte, von denen einige nicht mal mehr jammern konnten. Sie rieben ihre blau verfärbten

Hände, hauchten ihnen ins Gesicht und drückten die kleinen Körper an sich, beeilten sich, in ihre Hütten und Behausungen zu kommen. Hoffentlich war es noch nicht zu spät!

Was hatte der Schlitten auch so lange auf sich warten lassen. An den Rändern der Lippe war das Wasser gefroren, die Kopfweiden reckten ihre raureifbezogenen Äste in den Nebel und hier und da ragten Gräser wie Speere aus der dichten Schneedecke, über die der eisige Wind hinwegfegte.

Vierzig Jahre lang war nichts passiert, dann, im letzten Jahr, der Peter Allwitz, der noch beim König um Gnade gebettelt hatte. Jetzt der Hans Vogel. Von Ehrfurcht keine Spur. Schon vor Sonnenaufgang hatte die Meute hier gestanden, auf dass ihnen keiner die besten Plätze wegnähme.

Aber lassen Sie mich von Anfang an erzählen.

Wie dunkel der Turm der Pauluskirche zwischen den Dächern aufragt! Wie der Wind durch die Gassen pfeift und an den Holzläden rüttelt! Ich kann mir vorstellen, wie kalt es da unten ist, im Knast am Marktplatz, wo der Hans dreieinhalb Jahre einsaß. Dreieinhalb Jahre. Keiner verstand, warum er es so hinziehen ließ. Das ganze Leugnen, wofür? Am Ende stand ja doch der Scharfrichter, und dreieinhalb Jahre, der feuchte Keller, das karge Essen, wo er es bei uns so gutgehabt hatte, das würzige Brot, und das Fleisch, das ganze Jahr über brauchte bei uns keiner zu hungern. Wie oft saßen wir abends in der Stube zusammen und sprachen über Hans. Verstanden hat es keiner. Warum er es nicht endlich zugab.

Aber es gibt sie, die Leute, denen das Lügen zur Natur geworden ist, und im Grunde wussten wir alle, was der Hans für einer war. Dass er die jungen Dinger nicht aus

den Augen lassen konnte. Wenn sie sich morgens an der Pumpe wuschen, oder wenn das Mädchen abends zum Heuboden hochkletterte. Und wenn wir sonntags mit dem Karren zur Messe fuhren, schob er der einen oder anderen schon mal die Hand in den Ausschnitt oder unter die Röcke. Die Elisabeth tat dann immer so, als bekäme sie davon nichts mit. Aber wir wussten, wie es um sie stand. Wie sie den Kummer in sich hineinfraß. Die Ärmste. Wie sie dalag, zwischen den Kissen, das Gesicht blau, die Augen verdreht und der Mund, so verzogen, dass ihr Ausdruck fast etwas Boshafte hatte. So hatte sie im Leben nie ausgesehen.

Wir kannten den Hans, aber das hatten wir ihm nicht zugetraut, so hinterrücks im Schlaf, obwohl wir ja wussten, dass er zu vielem fähig war, und das sagten wir auch vor Gericht, wozu leugnen, Hans, sagten wir, willst du denn ewig im Kerker schmachten? Die Feuchte, und nachts, die Ratten, die erst die Reste vom Markttag fraßen, sich dann durch die Gitterstäbe zwängten, oh, sie waren so fett, dass sie kaum hindurch passten.

Hans wollte es nicht zugeben. Starrköpfig wies er sogar den Pfarrer ab und erst drei Stunden, bevor sie ihm das Hemd brachten, ließ er zu, dass sie ihm die Beichte abnahmen. Bis zuletzt muss er geglaubt haben, sie lassen ihn laufen, stellen Sie sich das vor, der Hans, wir kannten ihn, wie oft wir Seite an Seite auf dem Feld gestanden hatten, gemeinsam banden wir die Schweine ans Gerüst, zusammen wärmten wir uns am Feuer. Der Hof war groß, die Erde geschaffen für Kartoffeln, und unsere Kühe waren berühmt für ihre Unmengen von Milch.

Wenn nur der Hans die Finger von den Frauen gelassen hätte. Was soll ich sagen, so beharrlich, wie er seine Tat leugnete, so beharrlich stieg er den Weibern hinterher.

Und die jungen Dinger schienen noch Spaß daran zu haben.

Es war in der Nacht zu Johanni, als die Feuer vor den Toren der Stadt brannten, und so auch bei uns, hinter dem Hof. Die Leute aus der Stadt kamen mit Körben, gesellten sich zu uns, und je dunkler die Nacht, umso ausgelassener tanzten wir.

Ach Hans, wie oft bin ich später in die Stadt gekommen, an den freien Tagen habe ich in der Kirche gekniet und Kerzen angezündet für die arme Elisabeth. Ich bin über den Marktplatz gegangen bis dicht an die Gitterstäbe. Dort habe ich deinen Namen geflüstert. Ich hätte so gern gewusst, welches der Löcher zu deinem Kerker gehörte. Du hast mir nie geantwortet, und so habe ich wahllos Staub in die Öffnungen getreten.

An Johanni bist du zu weit gegangen. Mia hätte sich nie mit dir eingelassen, wenn du ihr keinen Schnaps eingeflößt hättest, und später habe ich euch unter der Linde erwischt, und dass du dich nicht geschämt hast, die gute Elisabeth zu hintergehen, und du wusstest doch, wie lange ich schon ein Auge auf Mia hatte und dass sie mir so gut wie versprochen war. Ich hätte dich töten können, in jener Nacht vor dreieinhalb Jahren, und vielleicht hätte ich es getan, wenn nicht Elisabeth hinter mir gestanden hätte, drüben am Holunderbusch. Auch sie hatte euch gesehen. Sie trat aus dem Schatten und legte mir eine Hand auf die Schulter. »Wir müssen lernen zu verzeihen«, flüsterte sie, und ihre Augen schimmerten dabei.

Du hast es nicht mehr mitbekommen, wie sie die Kinder nach Hause schleppten, wie Reisigbündel über die

Schulter geworfen, später an sich gedrückt, um die kleinen Körper zu wärmen, um zu fühlen, ob ihre Herzen noch schlugen. Wie lange wir in der Kälte gewartet haben, bis dich die Husaren endlich auf dem Schlitten brachten.

Dann ging alles schnell. Ein Schlag, und dein Kopf rollte durch den Schnee wie eine Kegelkugel. Das Blut gefror so rasch, dass es kaum spritzte.

Wie still die Stadt ist, der dunkle Turm der Pauluskirche, der Marktplatz leergefegt, die schmalen Backsteinhäuser. Ich werde nie erfahren, hinter welchem der Gitterfenster du deine Zeit abgesehen hast bis zu jenem Januarmorgen, und gerne würde ich dir versichern, dass es auch für Elisabeth schnell ging, aber leider war es nicht so. In der Nacht hatte ich deine Schritte gehört und das Knarren von Mias Tür. Ich dachte an Elisabeth. Wie sie nun allein in den Kissen lag und wie ihre Augen geschimmert hatten, an Johanni, und da war es doch nahe liegend, ich meine, vielleicht wartete sie ja darauf. Aber es kam alles anders. Kaum hatte ich mich zu ihr gelegt, schrie sie, und was hättest du denn getan? Ich wollte nicht, dass sie das ganze Haus aufweckt. Und wirklich ist es vor allem deine schuld gewesen. Wenn du in der Nacht das Bett mit ihr geteilt hättest, so wie es deine Pflicht gewesen wäre, wenn du dich nicht an Mia herangemacht hättest, wenn du gewusst hättest, wo die Grenzen sind und wann man aufzuhören hat ...

Und so fügt sich eins zum anderen, den Husaren, die den roten Schlitten zogen, waren Ohren und Füße verfroren, und du unter deiner Decke, wer hätte gedacht, dass du es so lange leugnen würdest. Am Ende warst du sicher so froh wie ich, dass es endlich vorbei war.

(2009)

Anmerkung: Im Hammer Stadtarchiv stieß ich auf den handgeschriebenen Augenzeugenbericht der letzten öffentlichen Hinrichtung in Hamm 1829 am Karlsplatz. Die Namen Peter Allwitz und Hans Vogel sind belegt, auch dass Letzterer dreieinhalb Jahre im Gefängnis am Marktplatz (Gebäude heutige Sparkasse/ Modehaus Lindemann) auf seine Hinrichtung wartete. Alles andere ist fiktiv.

Die Hexe von Schloss Heessen

Ein Scharren drang an mein Ohr. Ich versuchte, die Augen zu öffnen. Meine Lider schienen mir schwer. Wo war ich? Ich richtete mich auf. Es war dunkel. Erst nach einiger Zeit erkannte ich graue Wände, ein enger Raum mit einem Fenster, durch das ein winziger Streifen Licht fiel. Auf dem Holzschemel lag, ordentlich gefaltet, meine Benediktinertracht. Ich selbst befand mich auf einer schmalen Bettstatt, und als ich die Laken zurückschlug, sah ich, dass mein Körper in ein mir unbekanntes Nachtkleid aus hellem Leinen gehüllt war. Wie war ich hergekommen? Und wer hatte mich für die Nacht umgezogen?

Da, da war es wieder! Das scharrende Geräusch! Ich setzte die Füße auf und blickte mich noch einmal in der Kammer um. Das Geräusch kam von oben. Ob es Ratten waren? Mein Blick glitt über die Holzdecke. Wo um Gottes Willen war ich? Langsam ging ich zur Tür. Dabei schmerzte mein Kopf. Es waren nur wenige Schritte, aber es erschien mir wie eine Ewigkeit, bis ich die Klinke hinunterdrücken konnte. Ich stemmte die Schulter gegen das Holz. Nichts. Die Tür ließ sich nicht öffnen. Man hatte mich eingesperrt! Was hatte das zu bedeuten?

Schweiß rann mir über den Rücken, als ich mich zum Fenster schleifte. Ich klammerte mich an die Leibung und blickte hinaus. Der beinah volle Mond spiegelte sich in einem Wassergraben, über den eine Zugbrücke führte. Unter mir lag ein Platz mit einem Brunnen, ein Torhaus, und jenseits des Grabens verlief ein Weg zwischen alten Kastanienbäumen. Eine Eule flog auf und verschwand in der Nacht. Ratlos blickte ich hinab. Noch immer hatte ich nicht die geringste Ahnung, wo ich mich befand. Und da entdeckte ich unter den Bäumen eine dunkle Gestalt. Sie trug einen weiten Mantel und duckte sich im Schatten der Kastanien. Sie bewegte sich mit der Geschmeidigkeit eines Raubtiers. Eine Windböe erfasste den Mantel und es schien, als ob sich die Gestalt wie ein großer Rabenvogel vom Boden löste. Im nächsten Augenblick aber war sie fort. Was war bloß mit mir, dass meine Schläfen so pochten? Mir wurde übel und ich lehnte die Stirn gegen das Fenster. Dann umhüllte mich Dunkelheit.

Ich schluckte. Mein Hals war wie ausgedörrt. Eisige Kälte kroch mir den Rücken hoch.

»Ihr kommt also zu Euch«, vernahm ich eine tiefe weibliche Stimme und fuhr auf. An der Tür stand eine Frau in einem schwarzen Kleid.

»Wo bin ich?« Meine Stimme klang fremd. Schwach und krächzend.

Die Frau beugte sich über mein Bett und legte mir die Hand auf die Stirn. Eine Haarsträhne streifte mein Gesicht und unwillkürlich hielt ich den Atem an. Ein scharfer Geruch ging von der Frau aus, der Geruch seltsamer Kräuter.

»Ihr habt noch immer Fieber.«

»Wo bin ich?«

»Pssst«, sagte sie und legte den Finger an die Lippen. Sie trug einen Ring mit einem funkelnden Onyxstein. Ihre

Haare waren straff nach hinten gekämmt und pechschwarz, aber an den Schläfen hatte sie Strähnen von weißer Farbe, was ihr ein merkwürdiges Aussehen verlieh. Ihre Haut war fahl und eigentümlich glatt, sodass ich ihr Alter nicht zu schätzen vermochte. Das Ungewöhnlichste an ihr aber waren die Augen. Die Farbe wie dunkler Bernstein, mit goldenen Sprenkeln darin.

»Nehmt Eure Medizin!«

»Ich muss wissen, was passiert ist!«

Ohne mir eine Antwort zu geben, nahm sie meinen Kopf und setzte mir einen Becher an den Mund. Sie flößte mir eine bittere Flüssigkeit ein, die mir auf der Zunge brannte. Blitze begannen hinter meinen Augen zu zucken, und bevor ich zurück in die Kissen sank, sah ich, wie sich der Mund der Frau zu einem Lächeln verzog.

Als ich das nächste Mal erwachte, war es eiskalt in der Kammer. Ich zog mir das Laken unter das Kinn und sah sie wieder an der Tür stehen. Ihre goldenfunkelnden Augen starrten mich an. Wie lange sie mich wohl schon so betrachtete?

»So gefällt Ihr mir schon besser«, sagte sie mit ihrer tiefen Stimme. Ihre Zähne waren von auffallendem Weiß.

»Mein Name ist Ida. Man nennt mich die Edle von Ribebere.« Sie befühlte meine Stirn.

Ich fühlte mich unbehaglich unter ihrer Berührung. Ihre Hände waren so kalt, dass ich mit den Zähnen zu klappern begann.

»Ist dies Euer Schloss, in dem ich mich befinde?«, brachte ich heraus.

Sie nickte. »Man hat Euch in den Lippeauen gefunden, fiebernd und mit einer Kopfverletzung. Leute aus dem Dorf brachten Euch zum Schloss Heessen.«

Ich hatte eine Kopfverletzung? Erschrocken betastete ich meinen Hinterkopf. Tatsächlich, da schien eine verkrus-

tete Stelle zu sein. Dunkel erinnerte ich mich an den ruhig dahinziehenden Fluss, an die knorrigen Weiden und die Fasane, die vor meinen Füßen aus dem Gras flatterten. Aber so rasch das Bild gekommen war, so rasch war es auch schon verflogen. Was hatte ich an diesem Fluss zu suchen gehabt? Ich war ein Mönch, vom Orden der Benediktiner, warum war ich nicht in meinem Kloster? »Habe ich einen Reisebeutel mit mir getragen?«, fragte ich und drehte den Kopf. Schmerz durchstach mich von hinten.

»Euer Gepäck ist gut aufgehoben.«

Und da fiel mir das Buch wieder ein. Das Kräuterbuch des Leonhart Fuchs! Der Abt Gregorius hatte es mir anvertraut, es dem Prior der Abtei Liesborn auszuhändigen. Mit seinen vielen Abbildungen war es von nahezu unschätzbarem Wert! Ich richtete mich auf.

»Ich weiß schon, Ihr denkt an das Buch. Vertraut mir, es ist hier sicher. Aber nun ist wichtig, dass Ihr zu Kräften kommt.« Streng blickte sie auf mich herab und drückte mir den Becher mit der übel riechenden Flüssigkeit an die Lippen. Der Geruch brachte meinen Magen zum Zucken.

»Was ist das?«

»Seid still, trinkt!«

»Nein, nein«, sagte ich matt, aber sie bog meinen Kopf zurück, der Schmerz überwältigte mich, ich schluckte, würgte und versank erneut in Dunkelheit.

Und wieder war das Scharren über mir, nagende Geräusche, das Kratzen von Krallen. Stöhnend rieb ich mir die Ohren. Der Mond fiel auf mein Kopfkissen, und mein Mund war trocken, mir schien, als läge meine Zunge dick und aufgequollen zwischen den Zähnen. Ich griff nach dem Wasserkrug neben meinem Bett. Er war leer. Ich hatte das Gefühl, zu verdursten, und so quälte ich mich aus den Laken. Als meine Füße den kalten Boden berührten, zuckte ich zusammen. Vorsichtig schob ich

mich an der Wand entlang, bis ich die Tür erreichte. Aber wieder war sie verschlossen. Ich rüttelte an der Klinke. Wie um mich zu verhöhnen, schrie draußen ein Käuzchen. Panik stieg in mir auf. »So öffnet mir doch! Öffnet!«, rief ich mit schwacher Stimme und klopfte gegen das Holz. »Wasser, ich brauche Wasser«, flüsterte ich entkräftet, aber es war sinnlos.

Ich schleppte mich zum Fenster. Was war mit mir passiert? Woher hatte ich die Kopfverletzung? Und warum sperrte man mich ein? Der Mond beleuchtete den Weg unter den Kastanien, und weit hinten, zwischen hohen Farnen, erkannte ich ein Tor. Ich stutzte. Wieder huschte eine dunkle Gestalt durch die Nacht, wieder war sie in den langen Mantel gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen. War es ein Mönch? Am Tor bückte sich die Gestalt in fast katzenhafter Art und dabei rutschte die Kapuze. Zwei weiße Strähnen leuchteten im schwarzen Haar. Ida! Was mochte sie vorhaben? Mitten in der Nacht? Ich kniff die Augen zusammen, aber da war sie auch schon in der Nacht verschwunden. Ich hatte nicht sehen können, welche Richtung sie eingeschlagen hatte.

Sehnsüchtig starrte ich ins Wasser der Gräfte. Ich glaubte, tatsächlich zu verdursten. Ich blickte an den Mauern hinab, aber ich hätte mir den Hals gebrochen, hätte ich es gewagt, hinabzuklettern. So blieb mir nichts anderes übrig, als zum Bett zurückzukehren.

»Ihr habt lange geschlafen«, hörte ich Idas tiefe Stimme. Diesmal schien sie sogar noch heiserer und allein ihr Klang ließ mich frösteln. Unwillkürlich dachte ich an all die finsternen Kreaturen der Nacht, vor denen mich der Abt Gregorius gewarnt hatte. »Bittet den Herrn um einen klaren Blick, dass ihr das Böse erkennen möget!«, hatte er gesagt. Zum Glück stand die Sonne bereits hoch am Himmel.

»Ich habe Durst«, sagte ich matt. »Der Krug ist leer.«
Ida war bleich wie das Laken, in dem ich lag. »Das Hausmädchen ist letzte Nacht verstorben.«

»Das Hausmädchen?« Ich konnte mich an kein Mädchen erinnern, aber dennoch erschreckte mich der Gedanke, dass ein junger Mensch vielleicht nur wenige Zimmer von mir entfernt sein Leben ausgehaucht hatte.

»Es wäre ihre Aufgabe gewesen, für Wasser zu sorgen, aber nun werde ich Euch den Krug füllen. Zuvor aber trinkt Eure Medizin.« Schon nahm sie den Becher mit der ekelhaften Flüssigkeit. Merkwürdig, aber ihre Hände schienen nicht die einer Adligen zu sein. Ihre Fingernägel waren eingerissen und Kratzer überzogen ihre Handrücken.

Mir war übel. Ich wollte ihre Medizin nicht. Jedes Mal hatte ich mich danach schwächer gefühlt als vorher, jedes Mal war ich auf der Stelle eingeschlafen. Ich wollte meine Erinnerung zurück und nicht dieses Wegdämmern! Ich versuchte, den Kopf fortzudrehen. Wieder spürte ich plötzlichen Schmerz, der mich aufstöhnen ließ. »Nein!«, stieß ich hervor, »nein!« Aber ihre kalten Hände duldeten keinen Widerspruch, sie nahm meinen Kopf und mit der anderen Hand drückte sie mir den Becher an die Lippen. »Bruder, benehmt Euch, wie es einem Mönch geziemt!«

Ich versuchte, so wenig wie möglich von der Medizin zu schlucken und die Flüssigkeit in den Backentaschen zu sammeln. Ich wartete, bis Ida mit dem Krug den Raum verließ. Ihre Schritte hallten auf dem Flur. Ich beugte mich über die Bettkante. Die Kammer drehte sich um mich. Müdigkeit überfiel mich bereits, und die Medizin brannte in meinem Mund. Ich hangelte mich mit dem Oberkörper vor, schob meinen Kopf unter das Bett und spuckte die Flüssigkeit auf den Boden. Wie es stank! Ich wischte mir mit dem Handrücken über die Lippen. Was mochte das für ein Zeug sein? Ein Hexengebräu, dachte

ich augenblicklich und erschrak. Aber da hörte ich auch schon die Schritte zurückeilen. Gerade schaffte ich es noch, mich in die Kissen zurückzulegen.

Ida setzte den Krug ab, dann drehte sie sich zu mir. Sie runzelte die Stirn. »Habt Ihr Euch erbrochen?«

Mein Herz klopfte laut. Ich schüttelte nur den Kopf und wieder spürte ich die Wunde. Ida zeigte auf das Oberteil meines Nachtkleides, auf dem ein brauner Flecken war. Endlich goss sie mir Wasser ein und ich konnte trinken.

Wie gut das tat!

Ich legte mich zurück auf das Bett und erst da sah ich, dass Ida eine Katze in ihrem Arm hielt. Sie war pechschwarz, nur über der Nase hatte sie weiße Härchen. Ihre Augen blickten durchdringend und waren von unheimlich gelber Farbe. Ich stutzte. Es war erstaunlich, wie sehr sie denen von Ida glichen! Wie in Nebel gehüllt tauchte die Erinnerung an mein Kloster vor mir auf. Ich glaubte, die Stimme des Abtes zu vernehmen, der mich so oft vor den finsternen Kreaturen gewarnt hatte! Tatsächlich schien mir dieses Katzenvieh geradewegs der Hölle entsprungen. Es streckte mir seine Krallen entgegen und fauchte.

»Ich bitte Euch, nehmt dieses Teufelstier aus meiner Kammer!«

»Bruder, lasst Euch nicht täuschen! Bewahrt Euch einen klaren Blick!« Ida hob das Tier an ihr Gesicht und sprach mit ihm. Und es schien ihr zu antworten, in einer seltsamen Zaubersprache.

Dann bestrich Ida meine Wunde mit Salbe. »Ihr habt Glück, dass Ihr noch am Leben seid.«

»Hat man mich niedergeschlagen?«, fragte ich.

Ida blickte zum Fenster. Sie schien in Gedanken versunken.

»Was ist mit mir passiert? Und warum sperrt Ihr mich ein?«

Erst nach einer ganzen Zeit antwortete sie: »Glaubt mir, es ist das Beste für Euch. Und nun schlaft!«
Sie deckte mich noch einmal zu, wobei ihre kalten Finger meinen Arm streiften, dann verließ sie die Kammer.

Ich verschlief den Tag. Als ich erwachte, war die Sonne bereits untergegangen. Über mir hörte ich das nun schon vertraute scharrende Geräusch. Ich starrte die Wände an und hatte das Gefühl, sie würden näher rücken, immer näher.

Was würde Abt Gregorius sagen, wenn ich ohne das Kräuterbuch zurückkehrte? Nicht auszudenken, wenn es in die falschen Hände gelangte! Und dann kam mir ein schrecklicher Verdacht: Sollte man mich deswegen niedergestreckt haben? Wurde ich deswegen hier gefangen gehalten? Sollten alle denken, ich sei mit dem wertvollen Buch auf und davon, während es in Wahrheit in Idas Händen war?

Ohne mir große Hoffnungen zu machen, schleppte ich mich zur Tür und drückte die Klinke. Doch diesmal öffnete sie sich, und vor Aufregung begann meine Haut unter dem Nachtkleid zu kribbeln. Ich spähte in den düsteren Flur und zögerte. Es roch süßlich und zugleich ekelhaft, und ich dachte an das Hausmädchen. Woran mochte es gestorben sein? Ich wandte mich nach links, immer vorsichtig Fuß vor Fuß setzend. Im Schloss war es still. Mein Körper war auf das Äußerste angespannt, als ich langsam an den eichenen Türen vorbeischlich. Manchmal knarrten die Dielenbretter unter meinen Füßen, dann stand ich kerzengerade und wagte kaum zu atmen. Tür an Tür reihte sich aneinander, dazwischen hingen Gemälde, die ich im Dunkeln nicht zu erkennen vermochte. Wo konnte ich nach dem Buch suchen? Plötzlich glitt mein Fuß ins Leere, ich ruderte mit den Armen und erlangte im letzten Moment mein Gleichgewicht zurück. Ich befand mich an einer schmalen

Treppe. Vorsichtig tastete ich mich hinab. In meinem Hinterkopf pochte es.

Die Stufen schienen kein Ende zu nehmen, doch dann stand ich in einer Halle. Meine Augen hatten sich an die Dunkelheit gewöhnt und ich war erstaunt, wie gut ich sehen konnte. Über mir hing ein gewaltiger Eberkopf. Mir war, als blickten die Augen böse auf mich herab. Im nächsten Augenblick vernahm ich ein Geräusch von oben. Erschreckt blickte ich mich um. Wohin sollte ich so rasch verschwinden? Die Nische neben dem Herdfeuer! Ich kauerte mich hinein und glaubte alsbald, mich getäuscht zu haben. So sehr sich meine Ohren anstrengten, nur das Pochen meines eigenen Herzens konnte ich hören. Gerade wollte ich wieder hinausschlüpfen, da sah ich einen Schatten über die Wände gleiten. Ida! Augenblicklich fuhr ich zurück. Wie hatte sie so lautlos die Treppe hinabkommen können? Ein Quietschen ließ mich erschauern, ein kalter Windhauch fuhr durch die Halle, und Ida entwich in die Nacht.

»Hütet Euch vor den Kreaturen der Finsternis!«, klang mir die Stimme des Abt Gregorius im Kopfe, aber meine Neugier war größer als meine Furcht. Der Wind blies und heulte, als ich durch die schwere Eichentür austrat. Vor mir sah ich Idas Mantel flattern. Oder waren es die Schwingen eines großen Rabenvogels, denen ich hinaus in die stürmische Nacht folgte? Ich drückte mich an die Wand des Torhauses und blickte der Gestalt nach, die den Weg unter den Kastanien einschlug. Als sie sich an dem eisernen Tor zu schaffen machte, wagte ich, die Brücke zu überqueren. Auf der anderen Seite versteckte ich mich hinter einem dicken Kastanienstamm. Das Tor war nun offen, aber ich konnte niemanden mehr sehen. Ich verharrte hinter dem Baum und wartete. Wohin war sie verschwunden? Ich beschloss, einen Blick hinter das Tor zu werfen. Was war das? Schattengewächse krochen

dort über den Boden, Ranken wanden sich wie Schlangen um eiserne Pfähle und dornenbewehrte Geschöpfe griffen mit ihren Klauen nach dem Nachthimmel. Ein Teufelsacker!

In dem Augenblick trat der Mond hinter den Wolken hervor, und ich erkannte Ida nur wenige Schritte vor mir. Schnell duckte ich mich hinter einen Busch. Sie schien mich nicht bemerkt zu haben. Ihr Gesicht leuchtete bleich, die Lippen hatte sie zu einem eigentümlichen Lächeln verzogen. Plötzlich zog sie ein gekrümmtes Messer aus der Manteltasche. Mir wurde eiskalt. Sie bückte sich hinab zu den Pflanzen, und in dem Moment blitzte das Mondlicht auf der Klinge.

Was war das überhaupt für ein Geschöpf vor mir? Ein riesiger Rabe mit einer silbernen Kralle? Rasch bekreuzigte ich mich. Laute drangen an mein Ohr, ein Gemurmel wie von Tierzungen. In der Klosterbibliothek hatte ich Abbildungen allerlei schrecklicher Nachtcreaturen gesehen, aber das Bild, das sich mir bot, war noch schauriger. Jetzt erhob sich der Rabe und näherte sich mit ausgebreiteten Schwingen dem Busch, hinter dem ich mich verbarg. Mein Herz schlug mir im Halse und ich glaubte, mein Ende sei gekommen. In der Erwartung, dass die silberne Kralle nun mir galt, schloss ich die Augen. Schon spürte ich den Luftzug eines gewaltigen Flügelschlags. Ein scharfer Geruch drang mir in die Nase, als reite der Rabe auf dem Atem des Teufels. Nur schwer konnte ich ein Würgen unterdrücken.

Als ich es schließlich wagte, die Augen zu öffnen, war der Rabe verschwunden und die dunkle Gestalt schritt durch das Torhaus zum Schloss. Noch einmal bekreuzigte ich mich, sprach das »Vater unser« und folgte ihr in sicherem Abstand. Statt sich dem Portal zuzuwenden, huschte sie hinter die Fliederbüsche. Im Schatten des Torhauses wartete ich noch eine Weile und lief dann zu dem Buschwerk. Dahinter führten steinerne Stufen in das Erdreich

hinab! Ohne weiter nachzudenken, stieg ich hinunter und stand vor einer Holztür, die nur angelehnt war. Dahinter roch es moderig. Aber in den Geruch mischte sich noch etwas anderes, etwas Fremdes.

Lautlos schlich ich in das Kellergewölbe. Ich ging auf einen Lichtschein zu, der durch den Spalt einer geöffneten Tür nach außen drang. Ich hielt den Atem an. Ein Feuer brannte in einem offenen Herd. Darauf standen dampfende Kupfertöpfe. An den Wänden erstreckten sich Regale, gefüllt mit Dutzenden und Aberdutzenden von Gläsern. Sie funkelten im Feuerschein wie die Augen eines Dämonenheeres. Ida beugte sich über einen der Töpfe, rührte darin mit einem langen Holzlöffel und führte ihn dann zum Munde. Neben ihr auf dem Tisch lag das Kräuterbuch des Leonhart Fuchs! Deutlich erkannte ich die goldenen Lettern. Wie angewurzelt stand ich und überlegte, was nun zu tun sei, da war mir, als griff eine eisige Hand nach meinem Herzen. An der Wand, riesengroß, sah ich den Schatten eines Raben! Auf der Stelle machte ich kehrt und stolperte die Stufen hinaus ins Freie.

Am nächsten Morgen konnte ich mich kaum erinnern, wie ich den Weg zurück in meine Kammer gefunden hatte. Unruhig hatte ich geschlafen, mein Nachthemd klebte mir im Rücken. Ida fühlte meinen Puls, und wieder erschrak ich über die Kälte ihrer Hände. Sie hob die Augenbrauen.

»Wie seltsam«, murmelte sie. »Wie kann es sein, dass die Medizin so wenig Wirkung zeigt?«

»Vielleicht sollte ich besser in mein Kloster zurückkehren?«

»Nur mit der Ruhe, Bruder! Bis vor kurzem hattet Ihr solch hohes Fieber, dass ich fürchtete, Ihr würdet nicht durchkommen. Ihr müsst noch ein paar Tage das Bett

hüten!« Unter Idas Augen lagen Schatten, und plötzlich fielen mir die Geschehnisse der letzten Nacht ein.

»Aber sicherlich vermisst man mich im Kloster!«, rief ich aus. Ich musste fort, fort aus diesem Schloss!

»Ich werde Euch einen Tee bringen«, sagte Ida, dann stutzte sie. Sie hielt den Kopf schräg wie eine Katze und lauschte. Ich selbst konnte nichts hören. Ida aber stand auf und verließ ohne ein Wort die Kammer.

Kaum war sie fort, vernahm ich nun auch die Schreie. Verduzt trat ich zum Fenster. Nun war es deutlich.

»Hexe!«, hörte ich. »Hexe!« Immer wieder. Hexe! Ich bekreuzigte mich. Warum war ich nicht selbst darauf gekommen? War ich doch selbst in der Hexenküche gewesen. Hatte ich doch mit eigenen Augen gesehen, wie Ida die Gestalt von Tieren angenommen hatte!

Vor dem Torhaus erkannte ich etwa zwei Dutzend Männer. Ihre Gesichter waren so schmutzig wie ihre Hemden. Sie schienen völlig von Sinnen, mehr Tier als Mensch.

»Gebt die Hexe heraus!«, schrie einer von ihnen. »Sie soll brennen!« Und die anderen stimmten mit ein: »Ja, sie soll brennen! Sie soll brennen! Sie soll brennen!« Einer schwang eine Mistforke und hieb sie in die Pforte. Sie blieb darin stecken. »Das nächste Mal nehmen wir sie mit!«, hörte ich sie brüllen, bevor sie sich in Richtung Dorf verzogen.

Was mochte man im Schloss dazu sagen? Ich öffnete meine Zimmertür. Stimmen schallten zu mir. Allerdings waren sie zu leise, als dass ich etwas hätte verstehen können. Ich schlich zur Treppe. Im Tageslicht war der Flur nicht weniger unheimlich. Von den Gemälden glotzten mir Ritter und Edelfräulein entgegen. Ihre Gesichter waren bleich und wie versteinert. Ein Edelmann hatte die Lippen zu einem wölfischen Lächeln verzogen, das mich sogleich an Ida erinnerte. Es war mir unangenehm, an ihm vorbeizugehen, und kaum hatte ich es gewagt, da

schien mir, als bohre sich sein Blick in meinen Rücken. Auf dem Absatz der Treppe verharrte ich. Unten in der Halle sah ich den Koch mit seiner weißen Mütze. Ich konnte nicht erkennen, mit wem er sprach, wohl aber verstand ich seine Worte. Letzte Nacht war im Dorfe eine junge Bäuerin im Kindbett gestorben. Nachdem Ida ihr einen Trank verabreicht hatte! Ich hatte genug gehört. Gerade wandte ich mich um, in meine Kammer zurückzukehren, da prallte ich beinahe mit Ida zusammen!

»Warum hütet Ihr nicht das Bett, wie ich es Euch geraten habe?« Sie musterte mich. »Ist es in Eurem Kloster üblich zu lauschen?«

Ich fühlte mich unbehaglich unter ihrem durchdringenden Blick und tappte mit meinen nackten Füßen in mein Zimmer zurück. Ida folgte mir. Als ich auf dem Bett saß, zog sie meinen Kopf zu sich heran und befühlte meine Wunde, sodass ich vor Schmerzen aufschrie.

»Die Wundränder sind rot und entzündet! Kein Wunder, wenn Ihr meine Anweisungen in den Wind schlagt!« Sie bestrich meine Wunde mit Salbe, die sie aus einem kleinen Tontopf nahm. »Was für ein grässlicher Tag! Müssen diese Leute meine Ruhe stören?«, murmelte sie. »Wie dem auch sei, Ihr nehmt nun Eure Medizin!«

Ich erschrak. Oh Gott, nicht die Medizin, alles, nur nicht diese Medizin! Schon näherte sich der Becher meinen Lippen. »Nein!«, wehrte ich ab. Ida betrachtete mich kühl. Ich wollte den Becher von mir stoßen, aber Ida wich meiner Bewegung aus.

»Gebärdet Euch nicht töricht!«

Die einzige Chance, die mir blieb, war so zu tun, als schlucke ich die Flüssigkeit, sie in Wahrheit jedoch im Mund zu lassen. Schon begann meine Zunge zu brennen. Ida beugte sich zu mir und schüttelte den Kopf.

»Ich verlasse die Kammer nicht eher, als bis Ihr es hinuntergeschluckt habt.«

So blieb mir nichts anderes übrig. Der Geschmack war ekelerregend, und ich spürte sogleich, wie mein Puls schneller ging.

Kaum war Ida aus der Kammer, bekreuzigte ich mich. Bitte, Herr Jesus, betete ich, bitte, lass die Dosis nicht stark genug gewesen sein! Schweiß brach mir aus und mein Herz raste in Todesangst, es galoppierte mir beinahe aus der Brust. Ich lauschte angestrengt, aber dann musste ich doch eingeschlafen sein, denn als ich mich das nächste Mal aufrichtete, war die Dunkelheit bereits hereingebrochen und über mir wieder das Scharren der Ratten. Ich stöhnte und hielt mir die Ohren zu. In meinem Kopf hämmerte es. Ich wälzte mich zwischen den Laken, und das Donnern meines Herzschlags wurde lauter und lauter. Bald würde mir das Herz in der Brust zerspringen, dachte ich voller Angst, aber dann begriff ich, dass das Donnern von draußen zu mir drang. Ich stolperte zum Fenster, tatsächlich, ich konnte die Füße noch voreinander setzen!

Angestrengt blickte ich in die Nacht hinaus. Nebel stieg aus der Gräfte und umwaberte die Brücke. Ich erwartete, Ida zu sehen. Wo war sie? Das donnernde Geräusch wurde immer tosender. Ich kniff die Augen zusammen und dann sah ich sechs Pferde, die mit fliegenden Mähnen dem Schloss entgegenjagten. Sie zerrten eine schwarze Kutsche hinter sich her. Die Räder polterten und es schien, als würden sie im nächsten Moment berserten. In unglaublicher Geschwindigkeit rasten die Rapen über die Brücke. Schnaubend kamen sie im Hof zum Stehen. Erst jetzt erkannte ich einen schwächtigen Kutscher mit Peitsche. Die Kutsche aber war merkwürdig. Dunkle Vorhänge versperrten den Blick auf das Innere. Oben festgezurrert lagen große Gepäckstücke. Wie groß war meine Erleichterung, als ich das Zeichen Christi an der Kutschtür erkannte!

Im Hof warteten Diener mit Fackeln. Sie verbeugten sich tief, als drei vermummte Gestalten aus der Kutsche stiegen und sich mit gemessenen Schritten dem Schlossportal näherten. Auf ihren Mänteln leuchtete in blutroter Farbe das Kreuz Christi. Die heilige Inquisition! Ich weinte vor Erleichterung.

Meine Finger zitterten, als ich meine Mönchskutte überzog. Ich trat auf den Flur und eilte rasch die Treppe hinunter, dem Großinquisitor entgegen. Er trug eine rote Kardinalsmütze und seine gewaltige Nase bog sich bis zu seinen Lippen.

»Bruder, was macht Ihr im Hause einer Frau, die man der Hexerei verdächtigt?«, fragte er verwundert.

»Ich habe Beweise!«, sprudelte ich hervor. Ich führte ihn hinab in die Hexenküche und zeigte ihm die Gläser mit den seltsamen Ingredienzen, die getrockneten Kräuter und Beeren und die Töpfe, in denen die Giftmischungen geköchelt hatten. Als ich von dem Raben sprach, winkte der Großinquisitor ab.

»Ich habe genug gesehen.« Er gab seinen Helfern ein Zeichen, Ida zu ihm zu bringen.

Ihre Hände waren auf dem Rücken zusammengebunden, als man sie in das Gewölbe führte, das nur spärlich von den Fackeln erhellt wurde. Aber sie hielt den Kopf erhoben, während der Großinquisitor sie nach den Hexenkräutern fragte.

»Es sind Heilkräuter. Ich helfe den Kranken.«

»Sie lügt!«, rief ich.

»Wir werden sie eine Zeit lang alleine lassen, sodass sie in Ruhe überlegen kann«, sagte der Inquisitor. Er schlug die Tür hinter Ida zu, und gemeinsam stiegen wir die Treppe hoch. Ein Diener führte uns in den Speisesaal, wo ein üppiges Mahl aus gebratener Ente und allerlei Früchten auf uns wartete. Gierig langte ich zu. Endlich

befand ich mich auf dem Weg der Genesung. Der Inquisitor aß mit dem gleichen Appetit und zwischen den Entenflügeln erzählte er von den zahlreichen Todesfällen im Dorfe Heessen. Ich konnte es kaum fassen, wie knapp ich selbst entronnen war.

Gestärkt kehrten wir in das Kellergewölbe zurück. Der Geruch nach Moder und Fäulnis ließ mich schauern. Ratten stoben vor unseren Füßen davon. Ida saß auf dem schmutzigen Boden, an Händen und Füßen gefesselt. »Gesteht Ihr Eure Vergehen?«, fragte der Großinquisitor. Ida presste die Lippen aufeinander.

»Nun gut, du hast deine Chance gehabt.« Der Inquisitor wandte sich den Helfern zu. »Macht die Hexe mit dem Element vertraut, mit dem wir sie bald zu ihrem Meister schicken werden!«

Die Männer packten Ida und zogen sie hinter sich her, tiefer in die dunklen Gewölbe. In einer Kammer hatte der Folterknecht bereits die Werkzeuge ausgelegt. Ich erkannte ein paar schmiedeeiserne Zangen, verschiedene Schrauben sowie die spanischen Stiefel. In einer Schale loderten Flammen. Sie schlugen hoch, als der Folterknecht eine der Zangen nahm und im Feuer drehte. Die Männer zerrten Ida das schwarze Kleid vom Leib, ich hörte, wie der Stoff riss, und ihre weiße Haut zeichnete sich grell vor den dunklen Wänden ab. Die rotglühende Zange tanzte vor ihren Brüsten. Erst da gab Ida alles zu. Die Morde an unschuldigen Bauersfrauen, an hilflosen Kleinkindern, an Kühen und Schafen, und sogar gestand sie den Hagel, den sie im letzten Sommer herbeigehext hatte, dass er die Ernte vernichte. Nun konnten wir Diener des Herrn nichts mehr für sie tun, als sie dem Richter zu übergeben.

Es war ein verhangener Morgen, als die Hausfrauen ihre Körbe voll Wurst und Brot am Schloss vorbeitrugen. Soldaten hatten den Richtplatz am Teich abgesperrt und

ließen nur ehrbare Bürger mit ihren Familien hinein. Die jungen Burschen, die für Wirtshauschlägereien bekannt waren, wurden mit Hellebarden abgewiesen. Die Kinder warteten mit großen Augen und manche konnten es nicht lassen, mit Steinen auf Idas angebundenen Körper zu zielen. Die Leute fieberten vor Aufregung. Ein Schwarm Raben ließ sich in einer alten Eiche nieder. Ida wirkte gefasst. Ihre goldfarbenen Augen sahen in die Menge, ihr Blick wanderte von Gesicht zu Gesicht. Als er mich traf, begann ich mich unwohl zu fühlen. Unter tosendem Beifall zündete der Henker das Feuer. Eine Windböe trieb dichten Rauch über den Platz, hin zu der Eiche, auf der die Raben hockten. Im nächsten Moment flatterten sie davon.

Vorzeitig verließ ich den Richtplatz. Mein Kopf schmerzte, die Wunde war längst noch nicht verheilt. Würde ich jemals erfahren, was mir am Ufer der Lippe geschehen war? Ich beschloss, morgen meine Reise zur Abtei Liesborn fortzusetzen. Die Luft war erfüllt von dem Geruch nach verbranntem Fleisch. Aus dem Nebel ragten die Zinnen des Schlosses. Ich sah, dass das Tor zu Idas Garten offenstand. Die Versuchung war groß. Vielleicht würde man die Pflanzen schon heute Abend vernichten. Der Garten meines Klosters war mir gut im Gedächtnis und wie verwundert war ich, die gleichen Kräuter und Blumen vorzufinden. Ein eisiger Wind blies mir in den Nacken und ich begann zu frösteln. Als ich mich umdrehte, kauerte unter dem Busch, der mir in der grauenhaften Nacht Schutz geboten hatte, ein Rabe.

Ich stieg noch einmal hinab in das Kellergewölbe, um das Buch zu holen. Aufgeschlagen lag es auf dem Tisch. Daneben fand ich Idas Abschriften von Rezepten - Tinkturen gegen Hautausschlag, Tee gegen Halsschmerz, Salben bei Knochenbrüchen. Mein Unbehagen wuchs. Der Großinquisitor hatte mich eingeladen, mit ihm in der Kutsche zu reisen, aber ich lehnte ab. Am Ufer der

Lippe schien der Nebel undurchdringlich, aber dennoch konnte ich den Raben erkennen, der meinen Schritten vorausflog. Mal saß er in einem Buschwerk, mal wartete er auf einem Holzpfehl, aber immer war mir, als beobachtete er mich. Zitternd wusch ich mein Gesicht mit kühlem Flusswasser und betete zu Gott, er möge mir einen klaren Blick schenken.

(2004)

Anmerkung: Diese Erzählung bezieht sich auf die Sagenfigur der sogenannten »Hexe von Heessen«, die angeblich auf dem Schloss Heessen gelebt haben soll und der Hexerei beschuldigt wurde. In den Archiven habe ich nichts über sie finden können, sodass diese Geschichte frei erfunden wurde.

Der Krämer in Türs Busch

Am Nachmittag erreichte ich Angelmodde. Bauern kamen mir mit ihren leeren Karren entgegen, und ich wusste, Münster war nicht mehr weit. Ich hatte gehört, der Schrecken der Täuferherrschaft säße den Bürgern noch in den Knochen, und wie, um alles wieder gutzumachen, seien sie nun darauf erpicht, besonders gottesfürchtig zu sein. Der Markt in Münster wäre also genau der richtige Ort für mich. Hier würde ich die Schätze verkaufen, die ich in meinem Bündel trug.

Um geradewegs die Stadt zu erreichen, musste ich einen Wald durchqueren. Grünliches Licht fiel durch die sich bereits lichtenden Bäume auf den Pfad. Das Eichenlaub raschelte unter meinen Füßen und es roch nach dunkler Erde. Ein Dachs kreuzte meinen Weg und ich sah ihn

entlang der Farne trotten. Plötzlich hielt er inne, hob seine Schnauze und verschwand erstaunlich flink im Unterholz. Was war das? Ich kniff die Augen zusammen. Ein seltsames Tier kam mir entgegen. Soweit ich erkennen konnte, war es weder Reh noch Hirsch, aber es trug ein eigenartiges Geweih. Rasch duckte ich mich ins Buschwerk. Ich zog meinen Dolch hervor und umklammerte den Griff. Angestrengt blickte ich ins Dämmerlicht. Langsam, fast schleppend, kam das Wesen näher. Auf meinen vielen Reisen waren mir allerhand merkwürdige Gestalten begegnet, aber niemals zuvor hatte ich etwas Ähnliches gesehen. Erst als es auf meiner Höhe war, erkannte ich, dass es ein Mann war, der lächerlicherweise eine Waage auf dem Kopf trug und eine Elle in der Hand hielt. Er watschelte schnaufend an mir vorbei. Auf seinen Rücken war ein großer Ballen Leinen gebunden. Ich trat ein wenig aus dem Dickicht hervor, um ihm nachzublicken. So ein verrückter Kerl! In dem Moment knackte ein Ast unter meinen Füßen und der Mann fuhr herum.

Ich schritt aus dem Schatten und grüßte. Er war einen ganzen Kopf kleiner als ich und sah mit jammervollem Gesicht zu mir auf. Aber während er mich anstarrte, kam ein Leuchten in seine Augen.

»Da bist du ja!«, rief er, »Solange hab ich auf dich gewartet!«

Dieser Verrückte schien mich zu verwechseln, und ich tippte an meine Mütze, um mich vorzustellen. Da fuchtelte er mit der Elle, und noch ehe ich wusste, wie mir geschah, schlug er damit nach mir.

Ich hob die Arme. »Wartet, ich bin nicht der, für den Ihr mich haltet!«, rief ich, aber der kleine Mann holte erneut aus. Nur knapp wich ich dem Schlag aus.

So beruhigt Euch doch!« Der Kerl war wie von Sinnen. Wieder und wieder hieb er mit der Elle durch die Luft,

sodass es zischte. Zum Glück verfehlte er mich jedes Mal. Allmählich wurde ich zornig. Ich zückte meine Waffe, und als er sich davon nicht schrecken ließ, stach ich ihm in den Arm damit. Der Dolch aber ging durch das Fleisch, ohne den Mann zu verletzen. Und auf der Klinge war kein Blut zu sehen ...

Nur einen Moment lähmte mich das Entsetzen, dann umklammerte ich das Bündel mit meinen Schätzen und lief, so schnell ich konnte. Erst als sich der Wald lichtete, wagte ich einen Blick über die Schulter. Ich hatte ihn abgehängt. Trotzdem verlangsamte ich meinen Schritt erst, als ich an ein Gasthaus kam.

Ich trat ein und sank auf den nächsten Stuhl. Nach einer Weile hatte ich mich soweit gefasst, dass ich den Wirt heranwinken konnte.

»Ein warmes Bier, bitte!«, brachte ich hervor.

»Was ist Euch denn widerfahren?«, fragte der Wirt, als er mir den Becher brachte. »Ihr seht ja aus, als wäre Euch der Teufel erschienen!« Er lachte schallend und schlug mir die Hand auf die Schulter.

»Wenn nicht der Teufel selbst, dann sicher sein Gevatter«, begann ich kopfschüttelnd meine Erzählung.

»Was sagt Ihr? Der Krämer hat nach Euch geschlagen?«, fragte der Wirt und hob die Augenbrauen.

»Es klingt unglaublich, ich weiß ...«

»Ich möchte Euch bitten, den Becher rasch zu leeren und unser Haus zu verlassen!«, sagte der Wirt und kehrte mir den Rücken zu.

In was für einer Gegend war ich gelandet, wo man einem, der mit knapper Not der Hölle entronnen war, die Türe wies? Erbost warf ich ein paar Münzen auf den Tisch und stapfte hinaus.

Der Mond stand über dem Wald und vorsichtig sah ich mich um, ob dieser Verrückte auf mich lauerte. Aber es schien alles sicher.

Am nächsten Tag erreichte ich Münster, nachdem ich die Nacht zwischen den Kühen im Stall verbringen musste. Ich passierte das Stadttor und folgte den zum Prinzipalmarkt strömenden Menschen. Es war Markttag, Bauern boten Gemüse an, Musikanten spielten und Gaukler jonglierten mit bunten Bällen. Direkt vor Sankt Lamberti begann ich, mein Bündel auszupacken. Einen Schädel und Knochen verschiedener Größe breitete ich vor mir aus. »Reliquien!«, rief ich, »Reliquien!«, und war auch schon bald von Neugierigen umringt. Ich reichte einer Kaufmannsfrau den Schädel. »Der Kopf des bedeutenden Kirchenschriftstellers und Predigers Zeno, der im Jahre 372 in Verona verstarb« Ich zeigte den Schaulustigen ein Bild, das ihn als Bischof mit Angel, Fisch und Buch zeigte. »Der heilige Zeno schützt vor dem Ertrinken und hilft den Kindern beim Lernen von Sprechen und Gehen«, erklärte ich.

Ich hatte mich nicht getäuscht, mein Geschäft florierte und bis zum Abend war mein Geldsäckel ordentlich gefüllt. Gerade war ich dabei, die restlichen Gebeine in meinem Bündel zu verstauen, da baute sich ein alter Mann vor mir auf. Er nahm einen der Knochen und hielt ihn ins Licht. »Ob dat man alles so richtig ist?«

Ich entgegnete nichts darauf, wickelte Teil für Teil sorgfältig in Stoff.

»Da drüben im Drübbelken lebte einst ein Krämer«, sagte der Alte und zeigte zu den kleinen Häusern, die sich dicht hinter der Kirche drängten. »Dieser Krämer haute die Leute übers Ohr, wo er nur konnte. Seine Gewichte waren zu leicht, die Elle zu kurz und sein Leinen zu schmal. Und niemand hat Zeit seines Lebens etwas bemerkt. Einen Tag aber, nachdem er gestorben war, wollte seine Frau im Laden nach dem Rechten sehen und merkte, dass verschiedene Dinge verschwunden waren. Sie glaubte erst, es wären Diebe gewesen, aber tatsächlich war es der Teufel. Der hatte dem Krämer die

Waage auf den Kopf gestellt, das Leinen auf den Buckel gepackt und die Elle in die Hand gedrückt. Da konnte er jammern, was er wollte, er wurde in Türs Busch bei Angelmodde gebannt. Und seitdem muss der arme Wicht dort umgehen, solange, bis er jemanden findet, der auch so ein Betrüger ist. Erst wenn er den mit seiner Elle erschlägt, wird er erlöst und der andere muss dann selbst dort herumgeistern.«

Der Alte musterte mich durchdringend. Ich glaubte, in seinem Blick ein Flackern zu sehen. Schlagartig wurde mir kalt und ich raffte meine Sachen zusammen. Ich verließ Münster, noch bevor die Sonne untergegangen war. Diesmal aber ging ich nicht über Angelmodde.

(2004)

Drei Sonnen über Münster (Romanauszug)

Am 22. Januar 1536 hieven sie die drei Eisenkäfige mit den totgequälten Täuferführern am Lambertiturm hoch. Seitdem hängen sie dort und erzählen vom Triumph der alten Kirche über Täufer- und Luthertum. Bis heute ist Münster eine Hochburg des Katholizismus und Bischofssitz.

Dorpius hat in seinem Augenzeugenbericht die Hinrichtung in allen Einzelheiten geschildert und so wissen wir heute, dass sie zuerst Jan van Leiden, dann Knipperdollinck und zuletzt den Kanzler Krechting getötet haben. Allerdings gibt es da ein Problem. Einen Augenzeugen namens Dorpius hat es in Münster gar nicht gegeben.

Das Tal

Er lebte damals in einem tief eingeschnittenen Tal, das sich während der Wintermonate die meiste Zeit des Tages in Dunkelheit hüllte. Ein Bach floss entlang der Fachwerkhäuser hin zur Mühle, das Wasser war kalt und trüb, und unaufhörlich strich feiner Nebel um die Häuser.

Im Winter schlief er in der Werkstatt, das war der einzige Ort, den er beheizen konnte, und Holz gab es in den Wäldern genug. Die Buchen und Brombeerbüsche wuchsen bis dicht an die Siedlung und überzogen dunkel die Bergrücken. Wenn er nicht aufpasste, wucherten die Baumwurzeln und Farne und Dornenbüsche bis in den Gemüsegarten und nahmen den Möhren und dem Kohl die Erde und das wenige Licht. Die Gemüsezucht gestaltete sich ohnehin schwierig. Die Erde war dunkel und fest und bedeckte nur dünn die Felsen. Unterirdisch erstreckte sich ein Delta, in den verzweigten Adern strömte das Wasser schnell dahin.

Jeden Morgen, kaum dass der Tag angebrochen war, nahm er den geschlängelten Pfad durch den Wald und untersuchte die Pflanzen, das abgestorbene Holz und die Spuren im Boden, und von seinen Streifzügen brachte er knorrige Äste mit, grobe Stücke Totholz, in das die Würmer Spuren gefressen hatten, und, seltener, Maserknollen.

In den Häusern am Bach lebten alte Leute, und er half ihnen im Spätsommer bei der Ernte, stieg auf die Leiter, um ihnen die Äpfel und Kirschen zu pflücken und zog ihre beladenen Schubkarren. Sie wiederum gaben ihm Marmelade und eingemachtes Obst und andere Kostbarkeiten, von denen sie wussten, dass er sie schätzte. Dinge, die der Bach angeschwemmt hatte wie das Marderskelt, der Unterkiefer eines Hausschweins und die großen, runden Steine, die im Licht silbrig schimmerten.

In einem Holzkasten verwahrte er Insekten, verschiedene Schmetterlinge, Hummeln und Hornissen, eine türkisfarbene Libelle, die sich in einem Spinnennetz verfangen hatte, und einen Grashüpfer, den Ameisen versucht hatten in ihre unterirdischen Behausungen zu schleppen und der mit dem Steiß in einer Bodenspalte festgeklemmt war, als er ihn fand.

In diesem Winter gab es viel Schnee und es lag eine außergewöhnliche Stille über den Häusern am Bach. Von Zeit zu Zeit wanderten Fremde über die Bergkämme, aber selten verirrte sich einer von ihnen ins Tal. Den Bewohnern war das sehr recht, sie waren am liebsten unter sich.

Die wenigen Stunden Tageslicht, die ihm während des Winters blieben, verbrachte er in der Werkstatt. Er hatte jahrelang nichts anderes als Boote gearbeitet. Keine Boote, mit denen man sich fortbewegen konnte, sondern Boote, die er zersägt und durchlöchert hatte, Boote, die kaum mehr als Gerippe waren, die aussahen, als hätte sie der Sturm auseinandergenommen und an Land geschwemmt. Er fertigte selten Skizzen an. Meistens stürzte er sich kopfüber in die Arbeit, er zeichnete die Formen mit Kohlestiften auf das Holz, schlug das Material großflächig ab und machte sich an die Feinarbeiten, die nicht zu fein werden durften. Das Holz musste die Spuren der Verletzungen in sich tragen, das war wichtig, und oft musste er sich bremsen, musste den Meißel vorzeitig aus der Hand legen, um das Material nicht zu sehr zu bearbeiten. Seine Skulpturen sahen aus, als hätten sie viele Unwetter überstanden, viel erlebt.

In der Abgeschlossenheit des Tals störte ihn niemand und so waren im Laufe der letzten Jahre so viele Arbeiten entstanden, dass er sie trotz einiger Verkäufe kaum noch unterzubringen wusste.

An diesem Nachmittag im März hatte er sich die dicke Birne vorgenommen, die lange hinter dem Schuppen gelegen hatte. In der Astgabel hatte das Holz schon angefangen zu Faulen. Er war sich unsicher, ewig hatte er keine menschlichen Gesichter mehr gemacht. Nicht, dass er das verlernt hätte, das nicht, aber Köpfe, und dann noch aus Holz, da wäre er schnell bei den Schnitzern. Er war überrascht, wie viel Spaß ihm das Aushauen der Gesichtszüge machte, wie schnell es ihm von der Hand ging und er trat zurück und bemerkte erstaunt, dass er das Gesicht seines Vaters gearbeitet hatte, als es an der Tür klopfte. Er legte den Beitel beiseite, rieb sich die Hände an den Hosenbeinen und drehte sich zur Tür. Zögernd öffnete er. Schneeflocken wirbelten durch die Luft, sodass er kaum die Berge sehen konnte. Der Himmel hatte eine schmutzig-schwefelige Farbe. Ein paar Schritte entfernt wartete ein Fremder. Auf seinen Schultern und der Hutkrempe hatte sich der Schnee fingerdick angehäuft.

Per Grün, der Mann, der in der Werkstatt gearbeitet hatte, ließ den Fremden ein. Vor dem Ofen zog er seine Handschuhe aus und atmete in die Innenflächen der Hände.

»Ist gar nicht einfach, zu Ihnen vorzudringen«, sagte er. »Ich musste das Auto schon kurz hinter der Kreuzung stehen lassen, das türmt sich ja, kann man sich gar nicht vorstellen, wenn man aus Münster kommt.«

Per Grün nickte. »Wir haben es immer etwas heftiger hier.«

Der Fremde nahm den Hut vom Kopf, darunter war das Haar spärlich. »Aber jetzt hab ich Sie ja gefunden und ich sehe, Sie sind bei der Arbeit. Da komme ich gerade recht. Es gibt da nämlich demnächst eine Ausstellung, im Landesmuseum, ich glaube, das wäre was für Sie.«

Der Bach gurgelte wie ein Ertrinkender, an seinen Seiten ragten Eisplatten über das weißschäumende Wasser, an

manchen Stellen hatte der Wind den Schnee fortgeweht. Das Eis schimmerte wie Glas. Es war schon fast dunkel, als der Fremde die Werkstatt verließ. Vielleicht war es nicht gastlich von ihm, den Fremden einfach so gehen zu lassen, ohne eine Tasse Kaffee und Gebäck oder sonstwas, aber er war unbeholfen im Umgang mit anderen geworden und zum Teufel mit der falschen Höflichkeit, das war er schon lange leid.

Im Feuerschein leuchtete der hölzerne Kopf, die Nasenflügel bebten. Per Grün lächelte. Mitten im Wald gab es einen alten Friedhof. Die zum Halbkreis angeordneten Grabsteine waren moosüberwuchert und trugen keine Inschriften mehr. Dort wollte er begraben werden, war ihm durch den Kopf gegangen, als er die Stelle hinter dem Dickicht entdeckt hatte. Nur dort, sonst nirgendwo. Aber wieso musste er gerade daran denken? Er war noch nicht alt, ein bisschen über vierzig und noch ein paar Jährchen dazu, aber im Spiegel konnte er sehen, wie tief sich die Müdigkeit in sein Gesicht gegraben hatte. Er hatte keine Lust auf Münster, keine Lust auf das, was sie die Szene nannten. Aber das war ein Angebot, das er nicht ausschlagen konnte, auch wenn er die Täufer nicht mochte. Noch bevor er überhaupt eine Ahnung von ihnen hatte, mochte er sie nicht. ...

Stranden

Ihre aufgeplätzten Lippen schmerzten im Wind und ihre Augen tränten, sodass sie vornübergebeugt ging, um ihr Gesicht zu schützen. Die Schreie der Möwen klangen wie Kinderweinen, manchmal stob einer der zerrupften Vögel vor ihren Füßen auf, kreiste schimpfend über ihr. Das Meer war dunkelgrau und vermischte sich am Horizont mit dem dunkelgrauen Himmel, über den die fast

schwarzen Wolken wie Herden massiger Wildtiere dahinjagten. Wellen türmten sich in der Ferne, nahmen Anlauf in Richtung Strand, wo das Meer sie gurgelnd auskotzte, eine schäumende, giftig grünliche Brühe, die jedes Mal den Dünen ein Stück näherkam, den gelbgrauen Strand mit seinen Muschelscherben und Fischkadavern unter sich verschlang. Caterina wickelte den Mantel enger und schlug den Kragen hoch. Durch die Flugblätter hatte sie vom Ende der Geschichte erfahren. Überall prangten die Stiche der drei Täuferanführer, dazu ein Bild des Bischofs, der sich der Rettung Münsters brüstete. Siebenhundert Tote und drei Eisenkäfige, in denen sie die Leichen der Anführer ausstellten, hoch oben am Kirchturm als weithin sichtbares Zeichen, dass die Ordnung wiederhergestellt sei. Der Wind piff ihr um die Ohren und sie zog die Hände unter den Umhang. Das Meer toste, Holzbretter trieben auf den Wellen und wurden an den Strand geworfen, Caterina wich ihnen aus, ohne sie zu beachten. Jeden Morgen machte sie ihren Spaziergang am Strand, auch wenn das Unwetter noch so wütete. Ein bisschen bedauerte sie, in jenem Sommer die Stadt verlassen zu haben, ein halbes Jahr, bevor die Herrschaft der Täufer begann. Sie hätte gern gewusst, ob die folgenden Monate wirklich so wunderbar gewesen waren, wie es sich Rothmann und Jan ausgemalt hatten, ob es wirklich so etwas wie Freiheit für alle gegeben hatte. An jenem Tag, als ihr Elisabeth von der Vergiftung ihres Mannes erzählt hatte, war Caterina durch die Stadt geirrt und fand sich schließlich am Hause Knipperdollincks wieder. Auf ihr zaghaftes Klopfen öffnete Jan van Leiden, und wie sie gehofft hatte, nahm man sie auf, gab ihr zu essen und ließ sie den Predigten lauschen, und als Jan nach wenigen Wochen in die Niederlande zurückkehrte, ergriff sie die Gelegenheit und schloss sich ihm und seinen Freunden an. Die Reise war beschwerlich und wurde immer beschwerlicher, je

weiter sie nach Westen vordrangen, Sümpfe und Moor-
gebiete schienen undurchdringlich, und der dunkle
Wald rührte an ihren Erinnerungen. In einem Wirtshaus
mitten im Wald waren sie eingekehrt, ein trostloser Bau,
der dicht an den Felsen klebte, so dass es ganz sicher dort
Gänge gab, die zu Höhlen und geheimen Ausstiegen
führten, ein Schmugglernest also, dem ein jähzorniger
Wirt vorstand. Caterina hatte Mitleid mit der Wirts-
tochter empfunden, ein blasses Mädchen, das mit Floh-
bissen übersät war und dem die Gier nach Freiheit ins
Gesicht geschrieben stand. In diesem Wirtshaus hatte
Caterina die Bekanntschaft mit einer alten Frau und ih-
rem schwachsinnigen Jungen gemacht. Nathanael, so
hieß er, hatte sie an ihren eigenen Jungen denken lassen,
an die Schuld, die an ihr haftete. Sie hatte es nicht ver-
dient, frei zu sein, und so war sie dankbar, dass das Meer
nicht blau und glitzernd wie in ihrer Vorstellung war,
sondern sich gleich am Tag ihrer Ankunft düster und
aufgewühlt zeigte, und sie suchte sich Arbeit in einer
Nähstube, einem funzeligen Kellerloch, und wider-
sprach nicht, wenn man sie der Faulheit bezichtigte. Zu-
erst ging sie noch zu den Versammlungen der Täufer,
aber bald war sie zu müde und die Worte hatten ihre
Wirkung verloren, sie wühlten sich nicht mehr in sie,
und als Jan erneut nach Münster aufbrach, um dort ein
Reich der Freiheit zu gründen, lehnte sie es ab, sich
ihnen anzuschließen, und das lag nicht nur an der be-
schwerlichen Reise. Sie vermisste Münster nicht.
Der Himmel hatte sich zu einer schwarzen Wolkendecke
geschlossen und der Wind schlug ihr nun eiskalten Re-
gen ins Gesicht. Bei diesem Wetter zündeten die Frauen
im Dorf Kerzen für die Männer an, die mit den Schiffen
unterwegs waren. Friederike Langenstroth, die noch
kurz vor Herrschaft der Täufer Münster verlassen hatte,
hatte ihr von Claes erzählt. Dass sie ihn gesehen hatte.
Aber die Langenstroth, oder hieß sie Lichtenstroth?,

quatschte mal dies, mal das, überhaupt stand die Schnute bei ihr nie still und heraus kam meistens Mist. Aber wenn es stimmte? Sie wollte daran nicht denken, aber ... Claes, weißt du noch? Ich trug deine Kniestrümpfe, zog sie über meine eigenen Strümpfe, weil meine Füße so kalt waren, deine waren es auch, die langen schmalen Füße, deine dünnen Knöchel, dass du damit überhaupt laufen konntest, so ein großer Junge und solche zarten Knöchel. Weißt du noch, in dem Erker? Wie wir auf der Bank knieten und unsere Köpfe durch das schmale Fenster steckten, uns beinah die Häse verrenkten, um auf das Wasser der Gräfte zu schauen? Dunkel war es, fast schwarz, die Fische waren nur zu sehen, wenn sie ganz dicht unter der Oberfläche schwammen, wenn sie für einen kurzen Moment auftauchten. Angespannt und ohne ein Wort zu sagen, kauerten wir auf der harten Holzbank, und wenn sich einer zeigte, schnappten wir nach Luft, sie waren manchmal so groß, dass wir erschrakten, schwere dunkle Fische, und manchmal hörten wir ein Platschen und sahen eine Flosse wie einen Fächer durch das Wasser ragen und nachher waren wir völlig durchgefroren und vom langen Knien taten uns die Beine weh. Caterina bückte sich nach einem Stein, fühlte die Kälte unter den Fingern und warf ihn in die Wellen. Sie wollte nicht daran denken, dass sie sich womöglich verpasst hatten. Der Tag, als der Schnee kam. Als alles unter dem Weiß verschwand, die Welt funkelte und schimmerte und vor ihr lag wie ein frisches, unberührtes Geheimnis. Die Luft hatte vor Erwartung geflimmert. Wie sie gespürt hatte, dass sich alles ändern würde, und später dieses Lied von den gesprengten Ketten. Das waren die Momente, an denen sie lebendig gewesen war, noch gefangen in diesem Schwebezustand zwischen Jungsein und Nichtwissen und dem, was ihr Leben sein sollte, Freiheit und Selbstbestimmtheit, und noch bevor sie die Hand

ausstrecken und es erwischen konnte, war es vorbeigezogen und sie wusste, jetzt würde nichts mehr kommen außer dem Auf und Ab des Meeres, Ebbe und Flut, die Unterströmung hinaus in die kalte Nordsee, die Wolken und Wellen und die Schiffe am Horizont, die Möwen und der Sand, der ihr das Gehen erschwerte.

(2008)

Ein Plädoyer für das Kreative Schreiben im Unterricht

Türen zur Fantasie (Vorwort)

Es ist Zeit, sich freizustrampeln und zu den einfachen Wörtern zurückzukommen. Vielleicht müssen wir etwas graben, um unsere eigene Stimme zu finden, die sich unter dem Berg erhabener Wörter und Floskeln versteckt. Kreatives Schreiben müsste eigentlich »Natürliches Schreiben« heißen, es wäre wünschenswert, wenn wir in unseren eigenen Worten schreiben dürften, in unserem eigenen Rhythmus, eben wie es unserer Natur entspricht. Das heißt nicht, dass wir unsere Wortreservoirs nicht auffüllen dürfen, nein, das kreative Schreiben ist immer auch ein Plädoyer für einen großen Wortschatz. Die Welt ist voll von magischen Wörtern, wir sollten sie sammeln und gut auf sie achtgeben.

Nach einer Lesung mit Schülern vertraut mir ein Lehrer an: »Um ehrlich zu sein, Schule ist nicht immer dazu geeignet, Schülern Spaß am Schreiben zu vermitteln. Wir erwarten von ihnen, in einer Sprache zu schreiben, die nicht ihre eigene ist.« Da ist was dran, denke ich. Habe ich nicht auch meine Schulaufsätze mit Fremdwörtern gespickt und die Sätze verschachtelt, um den Lehrer zu beeindrucken und an gute Noten zu kommen?

Je komplizierter unsere Sätze, je gestelzter die Sprache, umso mehr Klugheit wird uns bescheinigt. Wir plagen uns ab, ringen mit den Wörtern und wundern uns, dass das Geschriebene nicht lebendig klingt. Und beim Vorlesen unserer Texte verhaspeln wir uns, weil uns das eigene Schreiben fremd ist. Dabei ist Sprache etwas Wunderbares, nicht umsonst sprechen wir von »Wortschatz«, einem Schatz aus funkelnden Zauberwörtern, Wörter, in denen Kobolde stecken, wie der englische Dichter Ted Hughes (1930-1998) sagt:

»Wörter, die leben, sind solche, die wir hören, wie ›Knicken‹ und ›Kichern‹, oder solche, die wir sehen, wie ›sommersprossig‹ und ›geädert‹, oder solche, die wir schmecken, wie ›Essig‹ und ›Zucker‹, oder fühlen, wie ›stachlig‹ und ›fettig‹, oder solche, die wir riechen, wie ›Teer‹ und ›Zwiebel‹: Wörter, die unmittelbar zu den fünf Sinnen sprechen. Oder Wörter, die handeln und ihre Muskeln zu benutzen scheinen wie ›zucken‹ und ›schwanken‹ ...«

(Aus Ted Hughes: *Wie Dichtung entsteht, Essays*, Insel Verlag, Frankfurt/ Main 2001)

Wäre es nicht schön, wenn wir lebendige Wörter benutzen würden, wenn wir klar schreiben dürften, statt mit verstellter Stimme? Plötzlich wäre das Schreiben ganz natürlich. Wir bräuchten keine Angst mehr vor dem leeren Blatt zu haben. Wir könnten darauf vertrauen, dass ein Wort zum nächsten führt und das Geschriebene vor unseren Augen atmet und lebt und sein darf, wie es ist.

Ich erlebe immer wieder, dass Schüler gern schreiben, wenn sie über Dinge schreiben dürfen, die sie interessieren. Natürlich gibt es Lehrpläne, Texte müssen analysiert und interpretiert werden und nicht alles kann für jeden Schüler interessant sein. Gerade deshalb wäre es wünschenswert, wenn wir das Kreative Schreiben als festen Bestandteil in den Unterricht integrieren könnten. Wenn Kinder und Jugendliche die Möglichkeit bekämen, Schreiben als etwas Angenehmes und Befreiendes zu erleben, als etwas, das Spaß macht.

Kreatives Schreiben sollte so früh wie möglich einsetzen. Spätestens mit der Einschulung, am besten schon im Kindergarten könnten wir mit Sprachspielen beginnen, mit Reimen und Alliterationen und dem Erfinden von Geschichten. Jüngere Kinder schöpfen noch aus den

Quellen des Unbewussten, sie haben keine klare Trennlinie zwischen Fantasie und Realität. Alles scheint möglich, und oft verblüffen sie uns mit gewagten Sprachkreationen und kuriosen Einfällen. Trotzdem sind sie deswegen noch keine Dichter. Es zeigt viel mehr, dass die Freude an der Sprache ursprünglich in uns ist. Wie die Kreativität gehört sie zu uns und möchte gepflegt werden, um zu wachsen und Blüten zu treiben.

Mit Eintritt in die Pubertät nimmt meist die sprachliche Originalität ab. Wir gehen auf die Suche nach uns selbst, wer sind wir? wozu gehören wir? und landen bei der verknappten Gruppensprache, die aus Floskeln und Modewörtern besteht und »cool« sein will. Dabei wäre eine individuelle Sprache viel cooler. »Kurzgeschichten sind nichts für emotionale Feiglinge« schreibt Jack M. Bickham in seinem Buch *Die amerikanische Kunst Geschichten zu erzählen*, und tatsächlich erfordert Schreiben Mut. Wenn wir uns nicht mehr hinter Phrasen verstecken, wenn wir die Redewendungen beiseitelassen, räumen wir mit den Umständlichkeiten auf und machen Platz für Klarheit. Das Ergebnis sind lesbare Texte, eindringliche Texte, Texte, die eine Seele haben.

Ziel des Kreativen Schreibens in der Schule sollte sein, die individuelle Ausdrucksfähigkeit ins Licht zu rücken. Nicht, damit alle Schriftsteller werden, sondern damit Schreiben Spaß macht. Was wäre, wenn Schüler beim Wort »Schreiben« nicht mehr genervt aufstöhnten? Wenn wir Briefe so schrieben, dass jeder verstünde, was wir meinen?

Aber Kreatives Schreiben in der Schule ist mehr als nur Anregung zum Schreiben. Es schult die Wahrnehmung, es macht aufmerksam, es schärft unsere Sinne. Eine Muschel ist eine Muschel. Aber was für eine?

Der 19-jährige André hat in der Muschel mehr gesehen als nur eine Muschel. »Wie eine Spirale mit Zacken hat sie sich all' die Zeit in die Strömung gebohrt. Von außen fühlt sie sich glatt an, fast wie Eis, sodass das strömende Wasser geschmeidig an ihr vorbeiziehen kann. Die Wellen haben sich scheinbar mit der Zeit in sie hineingefressen. Daher hört man in ihr noch immer das Schreien des Meeres und kann selbst die Wellen an ihrer Öffnung erahnen. (...) Man kann spüren, wie die alte Muschel das Meer vermisst ... «.

Es ist dieselbe Muschel, die bei mir seit Jahren auf der Fensterbank liegt. Ich habe sie nie so gesehen. Dinge sind eben nicht nur Dinge, sie sprechen zu uns mit eigener Stimme und jeder nimmt sie anders wahr.

Warum aber ist Originalität beim Schreiben so wenig gefragt, wo es doch nichts Langweiligeres gibt als Sätze, die sich mit gestärktem Kragen in den Zeilen herumdrücken? Wie viele Ansprachen sind von geradezu tödlicher Langeweile, weil der Redner sein Publikum mit auf Hochglanz polierter Sprache beeindrucken will, anstatt sich darum zu kümmern, dass seine Ausführungen die Sinne ansprechen?

Einmal brachte Nina ihre amerikanische Austauschschülerin mit zum Schreibkurs. Ob sie denn auch Kreatives Schreiben in der Schule hätte, fragte ich. »Ja, natürlich«, sagte sie überrascht.

In Deutschland haben wir ein eigenartiges Verhältnis zum Schreiben. Hartnäckig hält sich die Meinung, dass Schriftsteller als solche geboren werden und folglich keine Ausbildung bräuchten. Kurse fürs Schreiben werden misstrauisch als eine Art Selbsthilfegruppe beäugt. Sport, Malen und Musik sind selbstverständlich im Schulunterricht, Kreatives Schreiben dagegen Fehlanzeige. Wo kämen wir denn auch hin, wenn so etwas

Ernstes und Erhabenes wie die Literatur auch noch Spaß machen würde?

Dabei, wäre es nicht schön, wenn jeder Schüler während der Schulzeit Gelegenheit bekäme, das Schreiben als das Erleben zu dürfen, was es ist? – Ein großes freies Feld, auf dem wir gelöst und ohne Zwang und Notendruck mit Wörtern und Sätzen spielen können.

Manchen Schülern fällt es schwer, über sich selbst zu schreiben. Manche fürchten, das Geschriebene vorlesen zu müssen und sich vor der Gruppe zu sehr zu entblößen und sich womöglich lächerlich zu machen. Dem können wir entgegenwirken, indem wir beim Stellen der Aufgabe betonen, dass das Vorlesen freiwillig ist. Und natürlich sind auch fiktive Texte zugelassen. Das sollte immer als Alternative zum autobiografischen Schreiben angeboten werden. Überhaupt sollten wir es uns verkneifen, über den Text in persönlicher Form zu sprechen. Kommentare wie: Oh, deine Oma ist krank, da bist du aber sicher traurig? oder: »Ach, du warst letzten Sommer in Tunesien?« sind fehl am Platz, wenn wir nicht beim therapeutischen Schreiben landen oder uns in Belanglosigkeiten verlieren wollen. Und schließlich wissen wir nie, wer hinter dem »ich« in einer Geschichte wirklich steckt.

In meinen Schreibwerkstätten haben sich folgende Regeln bewährt:

- Die Schreibaufgaben sind Angebote, Thema verfehlt gibt es nicht.
- Jeder darf vorlesen, aber niemand wird gezwungen.
- Während der Schreibzeit werden keine Gespräche geführt.
- Vertrauliche Mitteilungen bleiben in der Gruppe.
- Die Texte werden nicht analysiert und zerredet.
- Kritik immer nur sachlich.

Im Übrigen betrachte ich jedes Schreibspiel als Experiment. Es kommt vor, dass die Schüler etwas völlig anderes schreiben als erwartet. Meistens werde ich positiv überrascht. So hat sich z.B. in die Geschichte eines Zweitklässlers zum Thema »Ich als Vogel« ein mysteriöses Pfannkuchen-Rezept eingeschlichen, oder die Aufgabe, ein Gedicht im Stil von Gottfried Benns »Was schlimm ist« zu schreiben, verändert eine Schülerin, indem sie sich Gedanken macht zu »Was schön ist, wenn es schlimm war/ Was schlimm ist, wenn es schön war«.

So verstehe ich diese Sammlung von 100 Schreibspielen als Anregung und möchte jeden ermutigen, kreativ damit umzugehen. Schließlich kann alles zur Inspiration werden: literarische Texte, Fotografien, die Muschel des letzten Urlaubes, die Turnschuhe, der Regen ... Fangen wir einfach an zu schreiben.

Kritiken – Kunst/Theater

Rebellische Schmerzgedichte für Frauen

Der Dortmunder Kunstverein zeigt Arbeiten von Anne-Lise Coste.

Neben dem Eingang mahnt ein herausgelöstes Fenster. Quer über das Glas sind die Wörter »poème, pute, police« gesprüht (im Deutschen weniger poetisch: »Gedicht, Nutte, Polizei«), ein Stein liegt parat. Das Werk von Anne-Lise Coste klingt nach Kampfansage.

Die Ausstellung »La La Cunt« im Dortmunder Kunstverein zeigt 9 aktuelle Arbeiten der südfranzösischen Künstlerin. Der Titel ist dem kitschig-süßen Hollywoodmusical »La la Land« entlehnt, vermischt mit »cunt« als abwertende Bezeichnung für Frauen. Das Thema ist klar: Hier geht es um Ironie und Rebellion, schmerzhaft und zugleich poetisch.

Die Schau ist eine Kooperation mit dem CRAC Centre régional d'art Contemporain Occitanie Sète/ Frankreich und die letzte Ausstellung der Kuratorin und Kunstvereinsleiterin Oriane Durand, die Dortmund verlässt und nach Paris geht.

Die 1973 geborene Coste bezieht sich in ihren Arbeiten auf die #metoo-Bewegung und die derzeitigen Demonstrationen in Frankreich. Ähnlich wie Jenny Holzer baut sie Wörter, manchmal ganze Sätze, in ihre Installationen und Malereien ein, setzt sich dabei mit Politik, Gewalt, Sex, Umwelt und Feminismus auseinander und zitiert oft gleichzeitig Werke der Kunst- und Filmgeschichte.

So führt ein Weg aus 54 beschriebenen Leinwänden über den Boden des Ausstellungsraums (»Poème de la Douleur«/ Schmerzgedicht, 2020). Es sind kurze Wörter wie »Ass«, »Bone«, »Eye«, »Dog«, »Baby«, die eine schmale,

assoziative Spur legen und dabei laut Coste die Form von Brancusis berühmter Säule aufgreifen.

Auf Pablo Picassos »Les Femmes d'Alger« (1907) spielt das Airbrush-Gemälde »Pute«/Nutte (2019) an. Von den fünf nackten Frauen des Originals übernimmt Coste die beiden hinteren, skizziert ihre Gesichter und deutet die Körper mit schwarzen Linien an. So wirken sie wie Karikaturen der halbnackten Frauen, die uns omnipräsent im Stadtbild von Plakaten entgegenblicken. Und wie es jenen Werbeträgerinnen ergeht, werden auch die »Femmes« Opfer sexistischer Schmierereien, indem das Wort »Pute« aufgesprüht ist, ihre Gesichter wie Zielscheiben umkreist sind.

Ähnlich brutal die Installation »Pute, pute, pute« (2020): Sieben Motorhauben lehnen aufrecht an der Wand, zum Teil mit dem Wort »Pute« besprüht. Die Autoteile stammen von Renault Twingos, ein Auto, das für Frauen kreiert wurde, wie Coste erklärt. Daher sind die Hauben in Rosa, Bordeaux und Pistaziengrün – Bonbonfarben, um Frauen zum Kauf zu verführen, während Männer schwarze, silberne oder weiße Autos fahren. Bei Coste sind die Twingos demontiert wie nach einer wilden Straßendemo, die Motorhauben keine Plattformen mehr für Männerfantasien

Mit der Spraydose sprüht Coste den hoffnungsvollen Satz »For a new Thelma and Louise where they don't die at the end« an die Wand und verweist damit auf Ridley Scotts Roadmovie von 1991. Der Film ist ähnlich wie »Easy Rider« (1969), nur dass hier die Protagonisten getötet werden, weil sie gesellschaftlich anecken, dagegen »Thelma und Louise sterben, weil sie Frauen sind«, so Coste.

(28.02.2020)

Schmerz und Reinigung

Retrospektive der Aktionskünstlerin Marina Abramovic
in der Bundeskunsthalle Bonn

Mit Bürste und Kamm malträtiert der Mann seine schönen, langen Haare, dazu wiederholt er: »Art must be beautiful, artist must be beautiful« (Kunst muss schön sein, der Künstler muss schön sein). Marina Abramovic performte diese Arbeit erstmalig 1975, nun ist sie in einer ebenso herzerreißenden Re-Performance jeden Sonntagmittag in der Bundeskunsthalle Bonn erlebbar.

»The Cleaner« heißt die beeindruckende Retrospektive der international erfolgreichen Künstlerin, die 1946 in Belgrad geboren wurde und dafür bekannt ist, in ihren Arbeiten radikal physische und psychische Grenzen zu überschreiten. Sie selbst sagt, wie wichtig es sei, das zu tun, wovor sie Angst habe. Alles andere wäre zu einfach. Es ist eine Schau der Superlative, zu sehen sind rund 90 Werke aus den letzten fünfzig Jahren – Filme, Fotografien, Malereien, Zeichnungen, Skulpturen, Installationen sowie umfangreiches Archivmaterial und als besonderes Highlight die Re-Performances.

Sie war bereits im Moderna Museet in Stockholm und im Louisiana Museum of Modern Art in Humlebaek und geht im Anschluss nach Florenz in den Palazzo Strozzi.

»The Cleaner« heißt die Schau nicht nur wegen der Waschmaschine zu Beginn des Ausstellungsparcours. Die Waschmaschine, in der sich die Künstlerin als 14-Jährige die Hand so fest einklemmt, dass sie über längere Zeit heftigsten Schmerz aushalten muss, eine Erfahrung, die sie heute als Initialerlebnis bezeichnet. »Cleaning« bedeutet auch Läutern und Transformation durch innere Reinigungsprozesse. Dabei spielt Schmerz

nun einmal eine große Rolle. So sind Disziplin und Ausdauer, das Überwinden der eigenen Scham- und Schmerzgrenzen die zentralen Themen im Werk.

Die frühen Arbeiten der Künstlerin entspringen dem Zeitgeist der experimentellen Kunstszene der 60er und 70er Jahre. Allerdings geht Abramovic dabei immer wieder so weit, sich in ernsthafte Gefahr zu bringen. Wie etwa 1974 in der legendären Performance »Rhythm 0« in Neapel, wo sie den Besuchern 72 Gegenstände zur Verfügung stellt, darunter auch eine Pistole, und sie einlädt, mit ihr zu machen, was sie wollen.

Das Einbeziehen des Publikums bleibt wichtiger Bestandteil ihrer Arbeiten. So zwingt die Performance »Imponderabilia« (1977) das Museumspublikum in Bologna dazu, sich zwischen die nackten Körper von Abramovic und dem deutschen Performancekünstler Ulay (Frank Uwe Laysiepen) zu schieben, die sich unbeweglich im Eingang gegenüberstehen. Anders gelangt man nicht in die Ausstellungsräume. In Bonn wird das in einer Re-Performance erfahrbar, es gibt aber auch einen alternativen Durchgang.

12 Jahre lang arbeiten Abramovic und Ulay intensiv als Paar zusammen, gehen etwa in der Performance »Night sea crossing«, wo sie sich 3 Monate lang still an einem Tisch gegenüber sitzen, bis an ihre persönlichen Grenzen. Höhepunkt ihrer Zusammenarbeit ist schließlich die langgeplante Performance »The lovers« 1988, während der sie von den entgegengesetzten Enden der Chinesischen Mauer aufeinander zulaufen. Als sie sich nach 90 Tagen treffen, kommt es jedoch nicht wie geplant zur Hochzeit, sondern beschließen sie ihre Trennung, da Ulay unterwegs eine Beziehung mit der chinesischen Dolmetscherin eingegangen ist.

In den 90er Jahren widmet sich Abramovic ihrer serbisch-montenegrinischen Herkunft, untersucht in der

Installation »Balkan Erotic Epic« traditionelle Fruchtbarkeitsriten und wäscht 1997 vier Tage lang blutige Rinderknochen auf der Biennale in Venedig (»Balkan Baroque«) als Sinnbild für die Balkankonflikte. Eine Arbeit, die ihr den Goldenen Löwen einbringt.

Endgültig Starstatus erreicht sie 2010 mit der Performance »The artist is present« im New Yorker MoMA. Ähnlich wie damals mit Ulay sitzt sie an 79 Tagen täglich sieben Stunden an einem Tisch im Ausstellungssaal. Diesmal dürfen die Besucher ihr gegenüber Platz nehmen, um mit ihr Blickkontakt zu halten. 750.000 Menschen nehmen das Angebot an. Eine enorme Konzentration und Kraftanstrengung für die Künstlerin, die sich in der Zeit weder Essen und Trinken noch Toilettengänge erlaubt. In Bonn sind Porträts aus dieser Performance zu sehen: auf der einen Wand die blassen Gesichter von Abramovic, gegenüber die ergriffen wirkenden Gesichter des Publikums.

(15.05.2018)

Besuch in der Unterwelt

Gert und Uwe Tobias widmen sich in der Kunsthalle Recklinghausen dem Bergbau

Drei vogelköpfige Gestalten baumeln an Seilen von der Decke. Sie scheinen die Tote am Boden zu bewachen, auf deren Bauch ein wolkgig-bläuliches Gespenst kauert. Die Szene im Holzschnitt (ohne Titel) der Tobias-Brüder erscheint in zarten Farben und wirkt poetisch und unheimlich.

Die diesjährige Kunstausstellung der Ruhrfestspiele in der Kunsthalle Recklinghausen zeigt beeindruckende

Rauminstallationen und rund 30 großartige Holzschnitte der in Köln lebenden Zwillinge Gert und Uwe Tobias. Die Schau mit dem Titel »auf« gehört zum Projekt »Kunst & Kohle«, das die Schließung der letzten Zeche im Ruhrgebiet thematisiert und an dem sich 17 RuhrKunstMuseen beteiligen.

Zunächst muss man durch einen dunklen Gang, eine schmale Passage, die sich auf die Grubeneinfahrt bezieht und etwas wirklich Beängstigendes hat. So, als beträte man gleich die allerfinsterste Unterwelt. Denn da ist nicht nur der vierteilige Schlitten, der an Körperteile erinnert. Zusätzlich steuert man direkt auf das Bildnis der Heiligen Barbara von Nikomedien zu. Die Schutzpatronin der Bergleute stellt man sich meist wohlwollend vor. Bei den Tobias-Brüdern ist sie eine Mischung aus Hexe und Vamp. Ihre Grubenlampe sieht aus wie eine Injektionskanüle, der Blick aus den gelben Augen ist verführerisch und abgründig. Man möchte ihr nicht zu nahekommen und kann doch nicht anders.

Hinter der Ecke wartet die geheimnisvolle Bodeninstallation aus schornsteinähnlichen Keramikobjekten vor einem floral-geometrischen Holzdruck. In der verdunkelten Halle leuchten nur wenige Lichter, unter der Decke hängt etwas wie ein getrockneter Strauß Blumen wie ein heidnisches Symbol. Man hat das Gefühl, in eine verbotene Unterwelt zu kommen.

Die Tobias-Brüder wurden 1973 im rumänischen Brasov (Kronstadt) geboren und studierten an der Hochschule für Bildende Künste in Braunschweig. In ihren Werken, die sie gemeinsam schaffen, greifen sie immer wieder Folklore- und Volkskunst-Motive aus ihrem Geburtsland auf. Oft sind es märchenhafte Szenen, die ins Alptraumhafte abdriften.

So finden sich in der ersten Etage der Kunsthalle wunderschöne und gleichzeitig verstörende Interieur-Bilder in Pastellfarben. Die surrealen Räume darauf wirken wie

Käfige, in denen sich Mädchen, Vögel oder auch Stühle mit Augen befinden. Es gibt lebendig scheinende Schneiderpuppen, menschenähnliche Kleiderhaken und Waschtische, in denen Tranchiergabeln stecken.

Unheimlich und geheimnisvoll auch der begehbare Kubus in der Mitte des Ausstellungsraumes: Eine funzelig beleuchtete Kapelle, in der seltsamen Gottheiten gehuldigt wird. Den Altar ziert eine goldene Büste, davor eine ausgebrannte Laterne. Das düstere Triptychon an den Wänden zeigt einen Vogel mit Heiligenschein. Was aussieht wie ausgebreitete Arme, sind weitere Vögel.

Nachdem man sich durch Unter- und Mittelwelt begeben hat, erwartet den Besucher im Obergeschoss eine Art Himmel mit einer Serie von mal pastellfarbenen, mal dunklen Wolkenbildern. Doch auch hier gibt es Abgründiges. So prangen zwischen hellgelben und zartrosa Wolken schwarze Hände, tummeln sich geisterhafte Wesen oder tauchen dunkle Pfeile auf. Interessant ist auch, wie malerisch die Holzschnitte wirken. Die Tobias-Brüder verwenden dünne Holzschablonen für einzelne Elemente und drucken nicht mit Walzen sondern mit dem eigenen Körper. So entsteht die Transparenz, scheinen die Wolken auch wirklich leicht und wolkig.

Und zwischen all den Himmelsbildern ragt ein schlankes Keramikobjekt auf. Eine dreiteilige Form mit angedeuteten Vogelkopf, die an ägyptische Urnen erinnert und gleichzeitig an die Dahlbuschbombe, mit der man verschüttete Bergleute aus dem Schacht rettete.

(04.07.2018)

Monster, Möhrchen, Weltraumschrott

Franziska Henschel inszeniert »Einige Nachrichten an das All« (Theater Oberhausen)

Es gab Frikadellen mit Möhrchen an jenem Tag. Hilda mochte die Frikadellen nicht, dafür aber die runden Möhrchen. Eine kullerte unter den Tisch und blieb un-auffindbar. Später fuhr Hilda mit dem Fahrrad zum Kinderturnen...

Der Alleinerziehende Klaus Alberts bleibt unsichtbar. Zu hören ist seine Stimme, und man ahnt schon, dass seine Geschichte nicht gut ausgeht.

Die Episode um Hilda ist nur ein Fragment in »Einige Nachrichten an das All« unter Regie von Franziska Henschel am Theater Oberhausen. Das vielschichtige Stück ist eine Mischung aus Live-Hörspiel, Puppen- und Sprechtheater, Performance und Videokunst. Bei der Premiere im kleinen Saal 2 sind viele Plätze unbesetzt, vereinzelt lachen Zuschauer an den traurigsten Stellen. Keine Frage, das Stück des Lyrikers Wolfram Lotz ist unbequem, herausfordernd und geht zuweilen an die Nieren. Seit seiner Uraufführung 2011 am Theater Weimar wird es regelmäßig neu inszeniert, in Oberhausen ist die Textfassung um einiges gekürzt.

Da sind die beiden verkrüppelten Puppen Lum und Purl Schweitzke (gespielt von Anna Polke und Ana Berkenhoff), die im Drehbuch nicht vorgesehen sind und dennoch beharrlich fordern, ein Kind bekommen zu dürfen. Der überdrehte Moderator, genannt »Leiter des Fortgangs« (Mervan Ürkmez), der nie wieder diese Leere spüren möchte, die er eines Nachts als 12-Jähriger fühlte, als ihm die Endlichkeit des Lebens bewusst wurde. Sein permanenter Ruf nach »Unterhaltung« verdrängt auch die »dicke Frau, die einmal Gast bei Britt gewesen war« (Anna Polke) von der Bühne, nachdem sich herausstellt,

dass sie aus der Sendung herausgeschnitten wurde. Unterbrochen werden die Szenen durch scheinbar unsinnige Fußnoten, vom Blatt abgelesen von Debo Kötting. Die Bühne (Johanna Fritz) ist einfach gehalten mit einem großen, zum Publikum hin geöffneten Trichter, der mal Projektionsfläche für durchlaufende Texte ist, mal Spielfläche oder Rutsche. Die skurrilen, verzweifelten Figuren kreisen in abgehackten Szenen um die Frage, ob wir einen Auftrag auf der Erde haben oder nichts als Weltraumschrott sind.

So trifft Hilda als deformierte Puppe im Jenseits auf den unbeholfenen Bernd von Kleist als bezaubernde Monsterpuppe (Puppenbau Florian Loycke). Während Kleist von seinem frisierten Mofa und dem Tod in Frankfurt an der Oder die These von der sinnfreien Zufälligkeit des Lebens unterstreicht, hält Hilda schlicht dagegen, dass sie das Leben mochte.

Es ist kein leichtes Stück, aber intensiv berührend in dieser schlichten, surreal verwobenen Aufführung. Am Ende verteilen sich die Schauspieler im Zuschauerraum und verlesen gleichzeitig unterschiedliche Texte. Etwa lange Listen von Gemüsesorten, unter die sich manchmal Dinge mischen, die nicht dazugehören.

(17.12.2019)

Kolonialerfahrung

Favoritenfestival startet mit »Fin de mission«

In Mantua wird »Orfeo« von Monteverdi als erste Oper der Welt uraufgeführt, während die ersten Sklavenschiffe von der Küste Kameruns ablegen. Das war 1607. Es folgten mehr als zweihundert Jahre Menschenhandel, der

sich bis heute global auswirkt, wie die Musiktheater-Performance »Fin de Mission/ Ohne Auftrag leben« am Dortmunder Theater im Depot im Rahmen des Favoriten Festivals eindringlich zeigt. Das Stück ist eine Zusammenarbeit des 2004 in Bochum gegründeten Kainkollektivs mit dem kamerunischen Theaterkollektiv Othni aus Yaoundé unter Leitung von Mina Novakova.

Zunächst werden die turmhoch gestapelten Plastikstühle auf der Bühne herumgeschoben (Bühne herrwolke). Diese Stühle sind praktisch, preisgünstig und umweltschädlich und werden im Laufe des Abends zu Grenzmauern, Barrieren, Friedhofsfeldern, zu Thronen und sogar Sklavenketten, durch die sich Tänzerin Catherine Jodoin anmutig und oft schmerzerfüllt windet. Es geht um das »Gedächtnis der Sklaverei« und es wird ungemütlich.

Das ist schon von Beginn an klar, wenn David Guy Kono zusammen mit Edith Voges Nana Tchuinang von den Stuhlstapeln aus das Publikum befragt, wer die Verantwortung trägt und sich beklemmendes Schweigen ausbreitet.

In barocken Kostümen wird zu Händels »Wassermusik« getanzt, während Performerin Kerstin Pohle erzählt, dass Händel als Mitinvestor der »Royal African Company« am Sklavenhandel verdiente. Auf der Videoleinwand verschlingen sich die transatlantischen Handelsrouten als blutrote Linien. Madeleine Pélagie Nga Alima singt afrikanische Toten- und Klagelieder. Die Geschichte der Sklaverei wird mit europäischer Geschichte verschnitten, zitiert werden Ludwig der Vierzehnte, Victor Hugo und Angela Merkels Rede zur »Bekämpfung der Fluchtursachen«.

Überfrachtete Textinformationen, schrille und ohrenbetäubende Gesänge, Schreie, Trommeln und dazu das ständige Auf- und Abbauen der Stühle – all das passiert

gleichzeitig und ist schwer auszuhalten. Dass sich der Kolonialismus bis heute auswirkt, ja, das wird überdeutlich und hat am Ende jeder verstanden. Wer sich jetzt noch nicht schuldig fühlt, dem ist nicht mehr zu helfen. Doch in der letzten Viertelstunde wird es stiller. Da wird auf der Leinwand die Reise des Kollektivs nach Kamerun gezeigt. Es ist eine Reise an einen vergessenen Ort, eine Reise durch strömenden Regen und Mangrovenwälder, eine beengte Reise auf einem überfrachteten Boot. Manoka, das ist die heute verlassene Insel, von der einst die Sklavenschiffe aufbrachen. Jetzt verfällt dort ein deutscher Wachturm aus dem ersten Weltkrieg. Antoine Effroy bittet als verschwitzter und verstörter Afrika-Tourist um Vergebung, die ihm von den Kamerunern verwehrt wird. Doch schließlich endet das zweistündige Stück mit einem Ritualied und einem Tanz. Mit schlechtem Gewissen und stiller Hoffnung.

(08.09.2018)

Kurvenreicher Kursus für angehende Stars

Stephanie van Batum zeigt im Schauspielhaus Bochum
»Don't worry be Yoncé«

»Who run the world? Girls!« ist der Schlachtruf von Queen B, besser bekannt als Beyoncé. Wer regiert die Welt? Mädchen! Die US-amerikanische R&B- und Pop-Sängerin ist nicht nur eine der bestbezahlten Frauen im Musikgeschäft, sondern vor allem ein Phänomen: Diva, Königin, Sexbombe, Mutter, Geschäftsfrau, Ehefrau, Feministin. Beyoncé ist alles. Alles, was sich jedes Mädchen nur erträumen kann. Leider kann es nur eine Queen B geben. Aber ist das wirklich so?

In der englischsprachigen Musikperformance »Don't worry be Yoncé – XL-Edition« am Schauspielhaus Bochum zeigt Jungregisseurin Stephanie van Batum, wie sich jeder in 15 Schritten in die machtvolle Superdiva verwandeln kann. Das witzig-fetziges Stück, das wie ein Youtube-Tutorial mit reichlich dröhnenden Musik-, Tanz- und Videoeinschüben daherkommt (Bühne, Video und Sound: Florian Schaumberger), war van Batums Abschlussarbeit an der Otto Falckenberg Schule in München und hatte 2017 Premiere an den Münchner Kammerspielen. Gute Englischkenntnisse sollte man allerdings mitbringen, die Untertitel sind sehr hoch über der Bühne und damit nackenunfreundlich angebracht.

Zugegeben, die Verwandlung ist nicht ganz leicht. Es fängt damit an, sich einen neuen Vornamen zu geben, in diesem Fall einen Nachnamen. Es geht weiter mit dem Gebrauch spezieller, neukreierter Wörter wie etwa »bootylicious«, das Beyoncé zwar nicht erfunden hat, doch 2001 mit einem Song ihrer damaligen Girlgroup »Destiny's Child« bekannt machte. Es setzt sich aus »booty« (Po) und »delicious« (lecker) zusammen und steht laut Wörterbuch für sexuell attraktive Frauen mit »kurvenreichen Gesäßbacken«.

»Bootylicious« ist Programm. So gehören das Schwingen der Hüften zur Verwandlung sowie das Tragen knapper Bodys in Kombination mit Netzstrümpfen und High Heels. Ein starker Ventilator verstärkt die sexy Ausstrahlung. Die 1988 in Leeuwarden/ Niederlande geborene van Batum ist selbst auch Performerin und demonstriert die nötigen Schritte gemeinsam mit ihren Kolleginnen Henrike Commichau, Stacyan Jackson und Mona Vojacek Koper.

Wie in einem Musikclip wird sich auf der Bühne gewogen und geräkelt, werden die Posen der an sich machohaften US-amerikanischen R&B-Kultur zelebriert und ins Groteske geführt. So tanzt van Batum wunderbar

selbstironisch in einem Video in normaler und daher uncooler Unterwäsche auf einem uncoolen Balkon, um das von Beyoncé besungene Trinkspiel 7/11 zu performen. Diva, früher ein Schimpfwort, ist durch Beyoncé zu etwas Verheißungsvollem geworden. Es ist okay, sich wie eine Drag-Queen in Szene zu setzen. Okay, die Namen der Bandkolleginnen zu vergessen. Und verständlich, dass man unvoreilhaftige Fotos von sich aus dem Internet verbannen lassen will. Aber wer ist diese Beyoncé eigentlich, dass man ihr alles durchgehen lässt? Seit sie 2014 bei den Video Music Awards von MTV neben dem »Feminist«-Schild posierte, hat Feminismus plötzlich Glamour bekommen. Da spielt es keine Rolle, dass sie sich halbnackt um Pole-Dance-Stangen windet. Nach und nach wird die ambivalente Kultfigur zerlegt, und auch wenn die Musik streckenweise arg an den Nerven zerrt, zeigen die 15 Anleitungsschritte sehr eindrucksvoll, wie man einen Mythos um sich herum kalkulieren kann.

(03.01.2019)

Nachwort

Literarische Expeditionen in Raum und Zeit

Der vorliegende Band enthält eine Sammlung erzählerischer und lyrischer Texte der Autorin Marion Gay aus den Jahren 1999-2020; ferner findet sich – neben einem »Dialog« und einem Aufsatz über Kreatives Schreiben im Schulunterricht – am Ende des Bandes eine Auswahl von Kunst- und Theaterkritiken.

Viele der erzählerischen Texte umfassen die Themenkreise Kindheit, Jugend und Familie, wie z.B. in »Wie es mit Nelly war« (2015), einer in der Nachkriegszeit spielenden Geschichte, in der ein von der Tochter vor dem Verhungern geretteter und lieb gewonnener Hund von den Eltern, denen der neue Mitesser zu teuer ist, heimlich per Auftrags-tötung entsorgt wird. Überhaupt ist Gewalt, die sich aus vermeintlich harmlosen Alltagssituationen heraus entwickelt, eines der wiederkehrenden Motive: sei es auf skurril-sarkastische Weise wie in »Binnenmeer« (2000), in der sich die Protagonistin durch die Manipulation einer Holzleiter eines ständig lügenden und lästig gewordenen Gastes entledigt; sei es auf schreckliche Weise wie in »Bikinizeit« (2020), in der ein banaler Jugendstreich in zwei Sexualmorden mündet. Und zuweilen bedarf es der physischen Gewalt gar nicht, um Existenzen zu zerstören, wie etwa in der Erzählung »Das Nachspiel« (2013), in der ein Pärchen in einem Urlaubshotel Zeuge eines dysfunktionalen Familienprozesses wird, oder in »Kollegen wollen wir sein« (2013), in der ein Mann die Freundschaft zu einem ihn bewundernden Jungen wieder zerstört, weil dessen alleinerziehende Mutter auf seine Annäherungsversuche nicht eingeht.

Doch greift die Erzählerin Marion Gay weiter aus, in Raum und Zeit. In der Erzählung »Romy Schneider starb kurz vor Haarlem« (2013) erfährt eine Familie auf einer

Urlaubsreise nach Holland im Auto-Radio vom Tod der berühmten Schauspielerin, und muss erschüttert auf dem Standstreifen anhalten. In »Der rote Schlitten« (2009) wird in einer Kombination aus historischen Fakten und fiktiven Elementen die letzte öffentliche Hinrichtung in Hamm 1829 thematisiert, bei der dem Mörder Hans Vogel der Kopf vom Leib getrennt wurde. Bis in das 16. Jahrhundert zurück gar reicht der Romanauszug »Drei Sonnen über Münster« (2008), der das bizarre Täuferreich von Münster und dessen grauenhaftes Ende zum Inhalt hat. Geschichte und Legenden, Moderne und Aktualität verbinden sich in diesen Texten, die traditionelle und neue Erzähltechniken gleichermaßen und kombiniert verwenden.

Die Lyrikerin Marion Gay steckt ebenfalls ein weites Feld ab. Im Abschnitt »Landlyrik« finden sich wunderbare Naturgedichte mit vollendeter Metaphorik (»dass jenes Schattentier // dieses still geduckte Herz, // [...] sich bei Nacht den Sternen anschließt.«). Die Gedichte aus den Jahren der Autorin in Maine (USA, 2012-2017) verknüpfen gekonnt die westeuropäische Sichtweise mit amerikanischen Idiomen, und das legendenhafte Gedicht »Stadt im Herbst« (2009) skizziert mit wenigen Zeilen das Szenario einer versunkenen Stadt. Die Abgründe des Krieges (»Wachturm« von 2008 zeichnet dunkel die grauenhafte Schlacht zwischen deutschen und US-Truppen im Hürtgenwald im November 1944 nach) finden sich ebenso wie sehr Privates, Intimes, wie z.B. im Gedicht »Diagnose« (2003). Und der zehnteilige Zyklus der »Lieder der Königin von Speranzella« (2009) entführt den Leser in die rätselhaft Welt eines märchenhaften Neapels, welche vom lyrischen Ich mit der Gegenwart verknüpft wird.

Der einzige »dramatische« Text des Bandes, der Dialog »Männertreu« (2002), listet ohne Regieanweisungen die von zwei nicht näher bezeichneten Figuren empathielos

besprochenen Mordphantasien auf, welche wie Bauanleitungen kommuniziert werden. Das Interesse der Autorin für diese Gattung dokumentiert sich auch in ihrer Tätigkeit als Theaterkritikerin; drei ihrer Kritiken, die sowohl modernes Sprechtheater als auch Musiktheater-Performance umfassen, sind am Ende des Bandes abgedruckt. Eine überraschende Randnotiz in Marion Gays Kritik zur doku-fiktionalen Anti-Kolonial-Oper »Fin de Mission / Ohne Auftrag leben« des Theaters Bochum und des kamerunischen Theaterkollektivs »Othni« ist, dass der Komponist Georg Friedrich Händel als Mitinvestor der »Royal African Company« offenbar am Sklavenhandel des 17. Jahrhunderts mitverdiente.

Bildende Kunst ist eine weitere Konstante im Schaffen Marion Gays, einer ausgebildeten Grafikerin, die Kunstgeschichte studierte und auch als Malerin tätig ist. Dies zeigt sich nicht nur in der teilweise »plastisch-malerischen« Lyrik; im letzten Teil des Bandes finden sich auch einige Kunstkritiken, so z. B. über eine Ausstellung der südfranzösischen Künstlerin Anne-Lise Coste von 2020, die sich in ihren Arbeiten und Installationen mit der #metoo-Bewegung und generell mit Politik, (sexueller) Gewalt und der Umweltproblematik auseinandersetzt.

Mit dem vorliegenden Band liegt somit eine repräsentative Auswahl des umfangreichen literarischen Schaffens von Marion Gay vor, die sich in den verschiedenen Gattungen gleichermaßen souverän bewegt, und die Neugier auf mehr von dieser vielseitigen und herausragenden Autorin macht.

Kurzvita

Geboren 1968 in Hamm/Westfalen als Marion Gay. Anfang der 70er Jahre lebte die Familie ca. zwei Jahre in Melegnano/Valdarno (Italien). Abitur in Hamm. Ausbildung zur Werbegrafikerin. Kunstgeschichte Studium in Passau und Münster (ohne Abschluss). 2012 bis 2017 längere Aufenthalte in Boston und Maine/USA.

Erste Veröffentlichungen Lyrik/Prosa in Literaturzeitschriften ab 2000 noch unter dem kurzzeitigen Ehenamen Marion Kortsteger. Ab 2006 wieder Veröffentlichungen unter ihrem Geburtsnamen.

Ab 2002 Kunstkritiken, später auch Theaterkritiken für den Westfälischen Anzeiger. Ab 2002 Leitung von Kreativ-Schreiben-Workshops an Schulen, Bibliotheken und in der Erwachsenenbildung, vor allem auch mit interkulturellen Gruppen. Seit 2007 Festhalten des Alltags in Skizzenbüchern (zeichnen/malen/schreiben). Seit 2017 Gastdozentin für »Kreatives Schreiben in der Grundschule und Sekundarstufe 1« am Schreib- und Lesezentrum der Universität Münster. Ghostwriter-Projekte. Ab 2021 Leitung des Lyrikprojekts Postpoetry.NRW.

Auszeichnungen/ Preise (Auswahl)

- 2001 Am Erker Kurzgeschichtenpreis.
- 2002 Literaturpreis Münsteraner Literaturmeisterin.
- 2013 Förderpreis Literaturpreis Ruhr.
- 2014 Arbeitsstipendium Kunststiftung NRW.
- 2014 und 2018 Arbeitsstipendium Land NRW.
- 2019 Lyrikpreis Postpoetry.NRW.

Die wichtigsten Veröffentlichungen

Türen zur Fantasie – Kreatives Schreiben im Unterricht. Berlin: Autorenhaus Verlag 2008/2020.

Drei Sonnen über Münster. Roman Ebd. 2009.

Romy Schneider starb kurz vor Haarlem. Erzählband. Münster: Oktober Verlag 2015.

Dunkle Wolken Maine-Thriller (als Mara Park) München: Piper Verlag 2018.

Türen zur Poesie – Lyrik Schreiben im Unterricht. Ebd. 2019.

Unter dem Namen Marion Kortsteger:

Die schönsten Sagen aus dem Münsterland Prolibris Verlag Kassel 2002/ 2007.

Münsterland Sagen – Schlösser und Burgen Prolibris Verlag Kassel 2005.

Schimmelplantagen« Erzählband Oktober Verlag Münster 2005.

Unheimliche Sagen aus dem Münsterland Prolibris Verlag Kassel 2004.

Als Koautorin:

La famiglia Serengeti – Biografie Fabrizio Sepe im Maximum Verlag Langwedel 2023

Herausgeberin:

Vom Atem der Oneironauten – ein lyrischer Dialog zwischen Harald Kappel und Meike Wanner, Edition Post-poetry.NRW. Münster: Daedalus Verlag 2022.

Übersetzung aus dem Englischen:

Dame Wiggins und ihre sieben wunderbaren Katzen edition tieger Berlin 2009.

Textnachweise

Aufbruch: 6 Uhr, in: LIMA, Bonn 2003 und Marion Gay: *Romy Schneider starb kurz vor Haarlem*. Münster 2015 – *Schimmelplantagen*, in: ndl, Nr. 543, Berlin 2002 sowie Marion Gay *Schimmelplantagen*. Münster 2005 – *Das Nachspiel*, in: Förderpreis Ruhr 2013 sowie *Romy Schneider...*, a.a.O. – *Binnenmeer*, in: Zeitriss, Nr. 1, Augsburg 2000; Zeichen & Wunder Nr. 38, Frankfurt/M. 2000; Der Wandler, Nr. 28, Konstanz 2001 sowie *Schimmelplantagen*, a.a.O. – *Landlyrik: Imker* (Erstveröffentlichung) – *Die Kröte*, in: Hinter den Worten warten die Wunder, Augsburg 2011 – *Juninacht, Sommerabend, Der Igel stinkt nicht*, in: Schreiben in den Metropole Ruhr, Essen 2009 – *Juninacht*, in: dreischneuss, Nr. 21, Lübeck 2009 – *Am Teich*, in: Liborius, Nr. 37, Hamm 2009 – *Maisfrauen*, in: Stimmenwechsel. Poesie längs der Ruhr, Essen 2010 – *Landstraße*, in: Seitenweise Hamm. Stadtbücherei Hamm 2010 – *Herbstland, Fotografie*, in: Zeichen & Wunder, Nr. 53, Frankfurt/M. 2009 – *Mädchenland: Bikinizeit*, in: Am Erker, Nr. 78, Münster 2020 – *Männertreu*, in: Schimmelplantagen, a.a.O., *Schokolade*, in: muschelhaufen, Nr. 42, Viersen 2002 – *Mittagessen, Wie es mit Nelly war, Popelfresser*, in: *Romy Schneider ...*, a.a.O. – *Amerika, Amerika: Kolumbus*, in: *Schimmelplantagen*, a.a.O. – *Fädensammler* (Erstveröffentlichung) – *Maineland* (Erstveröffentlichung) – *Once we started*, in: bis die Smartie-Ampel auf Grün springt. postpoetry, Düsseldorf 2020 – *Dunkle Wolken*. Romanauszug, München 2018 –

Lieder der Königin von Speranzella, in: Signum, Dresden 2010 – *Dunkelwasser: Stadt im Herbst*, in: Schreiben in der Metropole Ruhr“, Essen 2009 – *Wachturm*, in: macondo, Bochum 2008 sowie Holz-Gezeiten, Ausstellungskatalog Gordon Brown, Hamm 2008 – *Diagnose* (Erstveröffentlichung) – *Flussmuscheln*, in: Zeichen & Wunder, Nr. 40, Frankfurt/M. 2001 sowie *Schimmelplantagen*, a.a.O. – *Romy Schneider starb kurz vor Haarlem*, in: Intercity München-Amsterdam. Verband dt. Schriftsteller, Münster 2015 sowie *Romy Schneider ...*, a.a.O. – *Schwarzwald*, in: Am Erker, Nr. 69, Münster 2015 sowie *Romy Schneider ...*, a.a.O. – *Nur ein paar Blumen*, in: Alle meine Füllfedern haben aufgehört zu schreiben, Stuttgart 2010 sowie *Romy Schneider ...*, a.a.O. – *Heimat: Mein Lieblingsplatz*, in: Schön hier! Lieblingsplätze & Herzensorte in Westfalen, Dortmund 2017 – *Harry und der böse Wolf*, in: Am Erker, Nr. 75, Münster 2018 – *Der rote Schlitten*, in: Morde Mörder Ermordete. Krimischauplatz Hamm, 2010 sowie *Romy Schneider ...*, a.a.O. – *Die Hexe von Schloss Heessen, Der Krämer in Türs Busch*, in: Unheimliche Sagen aus dem Münsterland, Kassel 2004 – *Drei Sonnen über Münster*. Romanauszug, Münster 2009 – *Ein Plädoyer für das Kreative Schreiben im Unterricht*, in: Türen zur Fantasie, Berlin 2008/2020 – *Kritiken Kunst/Theater*, in: Westfälischer Anzeiger (Kultur), Hamm 2018-2020.

Nylands »Kleine Westfälische Bibliothek«

Peter Paul Althaus (Bd. 1) ■ Gustav Sack (Bd. 2) ■ Hans Siemsen (Bd. 3) ■ Josef Winckler (Bd. 4) ■ Reinhard Koester (Bd. 5) ■ Elisabeth Hauptmann (Bd. 6) ■ Peter Hille (Bd. 7) ■ Jodocus Temme (Bd. 8) ■ Ernst Meister (Bd. 9) ■ Heinrich und Julius Hart (Bd. 10) ■ Max Bruns (Bd. 11) ■ Paul Zech (Bd. 12) ■ Andreas Rottendorf (Bd. 13) ■ Adolf von Hatzfeld (Bd. 14) ■ August Stramm (Bd. 15) ■ Thomas Valentin (Bd. 16) ■ Paul Schallück (Bd. 17) ■ Richard Huelsenbeck (Bd. 18) ■ Erich Jansen (Bd. 19) ■ Felix Fechenbach (Bd. 20) ■ Fred Endrikat (Bd. 21) ■ Clara Ratzka (Bd. 22) ■ Annette von Droste-Hülshoff (Bd. 23) ■ Katherine Allfrey (Bd. 24) ■ Anton Aulke (Bd. 25) ■ Henriette Davidis (Bd. 26) ■ Katharina Schücking (Bd. 27) ■ Anton Matthias Sprickmann (Bd. 28) ■ Heinrich Jung-Stilling (Bd. 29) ■ Siegfried Johannes Schmidt (Bd. 30) ■ Erich Grisar (Bd. 31) ■ Johann Moritz Schwager (Bd. 32) ■ Reinhard Döhl (Bd. 33) ■ Hugo Ernst Käufer (Bd. 34) ■ Jenny Aloni (Bd. 35) ■ Michael Klaus (Bd. 36) ■ Max von der Grün (Bd. 37) ■ Hans Dieter Schwarze (Bd. 38) ■ Gerhard Mensching (Bd. 39) ■ Carl Arnold Kortum (Bd. 40) ■ Heinrich Kämpchen (Bd. 41) ■ Ferdinand Krüger (Bd. 42) ■ Werner Streletz (Bd. 43) ■ Rainer Horbelt (Bd. 44) ■ Engelbert Kaempfer (Bd. 45) ■ Heinrich Schirmbeck (Bd. 46) ■ Eckart Kleßmann (Bd. 47) ■ Otto Jägersberg (Bd. 48) ■ Mathilde Franziska Anneke (Bd. 49) ■ Heinrich Maria Denneborg (Bd. 50) ■ Arnold Consbruch (Bd. 51) ■ Maria Lenzen (Bd. 52) ■ Jürgen Schimanek (Bd. 53) ■ Willy Kramp (Bd. 54) ■ Wolfgang Körner (Bd. 55) ■ Frank Göhre (Bd. 56) ■ Hans Wollschläger (Bd. 57) ■ Otto zur Linde (Bd. 58) ■ Josef Reding (Bd. 59) ■ Siegfried Kessemeier (Bd. 60) ■ Harald Hartung (Bd. 61) ■ Ernst Müller (Bd. 62) ■ Justus Möser (Bd. 63) ■ Walter Vollmer (Bd. 64) ■ Christine Koch (Bd. 65) ■ Werkleute auf Haus Nyland (Bd. 66) ■ Ilse Kibgis (Bd. 67) ■ Franz Josef Degenhardt (Bd.

68) ■ Hans Marchwiza (Bd. 69) ■ Peter Florenz Weddigen (Bd. 70) ■ Gerd Semmer (Bd. 71) ■ Augustin Wibbelt (Bd. 72) ■ Otto Lüning (Bd. 73) ■ Otti Pfeiffer (Bd. 74) ■ Hugo Wolfgang Philipp (Bd. 75) ■ Liselotte Rauner (Bd. 76) ■ Levin Schücking (Bd. 77) ■ Georg Weerth (Bd. 78) ■ Fr. W. Weber (Bd. 79) ■ Ferdinand Freiligrath (Bd. 80)) ■ Erwin Sylvanus (Bd. 81) ■ Volker W. DeGENER (Bd. 82) ■ Richard Limpert (Bd. 83) ■ Elise von Hohenhausen (Bd. 84) ■ Friedrich Wilhelm Grimme (Bd. 85) ■ Werner Zillig (Bd. 86) ■ Hermann Mensing (Bd. 87) ■ Norbert Johannimloh (Bd. 88) ■ Georg Bernhard Dep-ping (Bd. 89) ■ Horst Hensel (Bd. 90) ■ Heinrich Peuckmann (Bd. 91) ■ Friedrich Adolf Krummacher (Bd. 92) ■ Ludwig Homann (Bd. 93) ■ Victor Kalinowski (Bd. 94) ■ Klaus Märkert (Bd. 95) ■ Ulrich Horstmann (Bd. 96) ■ Friedrich Grotjahn (Bd. 97) ■ Johann Lorenz Benz-ler (Bd. 98) ■ Inge Meyer-Dietrich (Bd. 99) ■ Ferdinand Kriwet (Bd. 101) ■ Josef Krug (Bd. 102) ■ Hans Dieter Baroth (Bd. 103) ■ Gerd Puls (Bd. 104) ■ Jürgen Bröcan (Bd. 105) ■ Georg Veit (Bd. 106) ■ Ralf Thenior (Bd. 107) ■ Ursula Bruns (Bd. 108) ■ Sigismund von Radecki (Bd. 109) ■ Karl-Ulrich Burgdorf (Bd. 110) ■ Dietrich Wachler (Bd. 111) ■ Sabine Deitmer (Bd. 112) ■ Georg Bühren (Bd. 113) ■ Jay Monika Walther (Bd. 114) ■ Monika Littau (Bd. 115) ■ Thomas Kade (Bd. 116) ■ Michael Roes (Bd. 117) ■ Heiner Feldhoff (Bd. 118) ■ Otto A. Böhmer (Bd. 120).